Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe?

Karl Knortz

Karl Knortz

Was ist Volkskunde

und

wie studiert man dieselbe?

Was ist Volkskunde

und

wie studiert man dieselbe?

Von

Karl Knortz

Dritte Auflage

Jena
H. W. Schmidts Verlagsbuchhandlung
Gustav Tauscher
1906

Vorwort.

Die erste Auflage der vorliegenden Schrift wurde nur in wenigen Exemplaren für Privatzirkulation gedruckt und an solche Personen geschickt, bei denen ich Interesse an der jungen, vielversprechenden Wissenschaft der Volkskunde vermutete und zu gleicher Zeit auch auf das Sammeln folkloristischen Materials rechnete. Mit grosser Befriedigung konstatiere ich nun, dass ich in äusserst wenigen Fällen getäuscht worden bin. Auch hat sich inzwischen die Nachfrage nach meinem Büchlein so sehr vermehrt, dass ich mich entschloss, dasselbe durch Herausgabe einer zweiten Auflage weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dadurch, dass ich derselben zahlreiche Anmerkungen, sowie Auszüge aus dem ungemein seltenen Werke »M. Friedrich Zieglers heilige Seelen-Vergnügung im Grünen. Leipzig, verlegts Caspar Lamitius, druckts Christoph Günther 1692« beigegeben habe, dürfte das Büchlein auch in Fachkreisen Beachtung finden.

Evansville, Indiana, Februar 1900.

Karl Knortz.

Was ist Volkskunde,
und wie studiert man dieselbe?

Wie die Sprache, so bildet auch das Volksleben als Produkt äusserer Einwirkungen einen Teil der Naturgeschichte des Menschen und kann also nur im Zusammenhange mit jenen Faktoren richtig verstanden und beurteilt werden. Die sich mit dieser Aufgabe befassende Wissenschaft der Volkskunde ist ziemlich neuen Datums; sie beschäftigt sich mit den eigenartigen Erscheinungen des physischen und psychischen Lebens der Menschen und sucht dieselben, so weit es unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist, auf allgemein giltige Gesetze zurückzuführen.

Das Gebiet, auf welches sich die Volkskunde erstreckt, ist ein ausserordentlich ausgedehntes und lässt sich in folgende drei Unterabteilungen zerlegen:

1. Die Anthropologie, manchmal auch Somatologie genannt. Dieselbe befasst sich mit der natürlichen Beschaffenheit, also mit der Anatomie, Physiologie und Biologie des einzelnen Individuums als Repräsentanten einer bestimmten Klasse oder Rasse.

2. Die Archäologie. Dieselbe handelt von vorhistorischen Altertümern, wie Waffen, Werkzeugen, Kunstgegenständen u. s. w. und sucht auf Grund derselben

ein möglichst getreues Bild vergangener Kulturzustände zu entrollen.

3. Die Ethnologie. Dieselbe beschäftigt sich mit dem Menschen als sozialem Geschöpfe, also mit seinen Gesetzen, Künsten, religiösen Vorstellungen, Sprachen und geschichtlichen Erinnerungen. Der Zweig dieser Abteilung, welcher von den Liedern, Spielen, Festen, Märchen, Sagen, Sprachen und Gebräuchen eines Volkes handelt, wird gewöhnlich mit dem englischen, in die meisten europäischen Sprachen übergegangenen Ausdruck »Folklore« bezeichnet. Von diesem Zweige der Volkskunde soll nun hier hauptsächlich die Rede sein.

Der Folklorist sucht das Volk bei der Arbeit, bei seinen Freuden- und Trauerfesten, im Wirtshaus, in der Kirche und am Familientische auf; er lauscht seinen Gebeten und Flüchen, er nimmt ernsten Anteil an seinen Schmerzen, Freuden, Hoffnungen und geheimsten Wünschen; er bewahrt seine Redensarten, Kernsprüche, Rätsel, Lieder und Märchen. Da heisst es denn vor allen Dingen fleissig sammeln, wozu er besonders hier in Amerika die allergünstigste Gelegenheit hat. Denn hier in den Grossstädten begegnet er täglich Vertretern fast aller europäischen, asiatischen und afrikanischen Nationalitäten; auf den Farmen des Ostens und Westens trifft er vorzugsweise Repräsentanten der verschiedenen germanischen Völker an; im Süden sieht er Neger, Voodoo und Kreolen, im hohen Norden Eskimos und im fernen Westen nomadisierende und sesshafte Indianer.

Alle diese Leute haben ihm interessante Mitteilungen betreffs ihrer Lebensweise und Rechtsanschauung zu machen, und thun es auch gerne, wenn er es nur

versteht, ihr Vertrauen zu gewinnen, so dass sie sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Manches, das sie ihm zu sagen haben, klingt allerdings nicht sehr erbaulich, dafür aber um so natürlicher und giebt ihm somit einen sicheren Schlüssel zum Verständnis des eigentlichen Volkscharakters.

Wer an Zimpferlichkeit leidet, soll sich meinetwegen mit Mathematik oder Nationalökonomie, nicht aber mit Volkskunde beschäftigen. Wer beim Anhören einer derben Redensart oder einer saftigen Erzählung in moralische Entrüstung gerät und derselben durch Worte oder Geberden unverkennbaren Ausdruck verleiht, eignet sich nicht zum Sammler auf unserem Gebiete.

Beim Verkehr mit dem gemeinen Manne ist die grösste Vorsicht geboten, denn derselbe ist schon an und für sich dem Fremden gegenüber misstrauisch und wortkarg; er sieht in jedem, der sich unterfängt, ihn auszufragen, einen geheimen Spion der Regierung oder der Geistlichkeit, und befürchtet, wegen seiner althergebrachten Gebräuche und heidnischen Gesinnung vor ein Inquisitionsgericht geladen zu werden oder sich doch im allergünstigsten Falle öffentlich lächerlich zu machen. Beim Fragenstellen darf man also nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen; auch muss man jedem gleich sozusagen an der Nase absehen, wie er zu behandeln ist, um ihn mitteilsam zu machen.

Wahre Fundgruben für folkloristisches Material bilden die verschiedenen Handwerker, besonders Köhler, Schmiede und Barbiere, sowie Musikanten, Jäger, Nachtwächter, Schäfer und andere Hirten. Amerikanische Farmer sind im Allgemeinen leichter zugänglich als ihre europäischen

Kollegen, und der Neger der Vereinigten Staaten trägt vollends das Herz auf der Zunge.

Advokaten, Aerzte und Geistliche, welche ihr Beruf beständig mit dem gemeinen Volke in Verbindung bringt und welche mithin die beste Gelegenheit haben, die Sitten und Gebräuche desselben kennen zu lernen, eignen sich trefflich zum Sammeln folkloristischen Originalmaterials, vorausgesetzt natürlich, dass sie dafür das erforderliche Interesse besitzen und sich nicht durch abstossende Bemerkungen das Vertrauen des Volkes verscherzen. Ausserdem aber kann jeder, der gerade kein menschenscheuer Einsiedler ist, sein Scherflein zur Erweiterung der Volkskunde dadurch beitragen, dass er Aufzeichnungen über gelegentliche Beobachtungen und Erfahrungen oder Erinnerungen aus seiner Kindheit macht und dieselben einem Folkloristen — einen solchen findet man ja heutigentages fast überall — zur Verfügung stellt.

Wer nun ein Volk systematisch erforschen will, wozu ich hier eine kurz gefasste Anleitung zu geben
Beil. 1 versuche, der muss sich vor allen Dingen so umfassend wie möglich mit der Geschichte desselben vertraut gemacht haben; er muss z. B. genau wissen, ob dasselbe früher einer anderen Religion als der gegenwärtigen huldigte und auf welche Weise die letztere den Sieg über die erstere errang; er muss wissen, mit welchem anderen Volke es früher Krieg führte, oder welcher geistige Einfluss auf dasselbe von aussen ausgeübt wurde, um die Erklärungen für gewisse religiöse, sprachliche, kulturelle und soziale Einrichtungen und Anschauungen zu finden; auch muss er sich mit den Erwerbszweigen, den Wohnungs-

verhältnissen und den Nahrungsmitteln des zu studierenden Volkes vertraut gemacht haben, um sich in seinen Ideenkreis versetzen zu können.

Eines der wichtigsten Erfordernisse, um mit einem fremden Volke zu verkehren und dessen Eigenart kennen zu lernen, ist das Studium seiner Sprache. Dafür bietet nun Amerika ein ausserordentlich reiches, besonders der Sprachpsychologie neue und überraschende Aufschlüsse zuführendes Material, denn auf dem amerikanischen Kontinente giebt es nach Brinton 200, nach Powell sogar gegen 500 Aboriginalsprachen, von denen bis jetzt nur die wenigsten erforscht worden sind. Bei der Anlage eines Vokabulariums oder bei der Aufzeichnung von Sprüchen, Redensarten oder Erzählungen muss man mit der grössten Vorsicht verfahren; man darf sich dabei nie ausschliesslich auf einen Dolmetscher verlassen, sondern muss sich auch an mehrere Eingeborene verschiedenen Alters wenden, um etwaige Aenderungen in der Aussprache gewisser Wörter, die oft in etymologischer Hinsicht wichtig sind, zu notieren.

Reicht ein der Aufzeichnung der Laute dienendes Alphabet nicht aus, so beschreibe man den zur Hervorbringung derselben nötigen physiologischen Vorgang, oder noch besser, man bediene sich eines Graphophons, der einem später im Studierzimmer die Laute, so oft man wünscht, wiederholt. Ferner bezeichne man die Länge und Kürze der Vokale genau, ebenso auch die betonten Silben und vergesse nicht zu bemerken, ob sich die Eingeborenen zum besseren Verständnis ihrer Mitteilungen gewisser Geberden, Hand- oder Kopfbewegungen bedienen. Es giebt nicht nur Farbenblindheit, sondern auch Laut-

taubheit, wofür jeder Schuljunge, der anfängt, Englisch
Beil. 2 oder Französisch zu lernen, den Beweis liefert.

Willkürliche Wortverdrehungen, wodurch ein fremdes Wort mundgerecht und verständlich gemacht werden soll, finden sich in jeder Sprache und es ist daher die Aufgabe des Forschers, dieselben in ihrer ursprünglichen Reinheit darzustellen und zu erklären. Ein Beispiel möge hier genügen. In der Nähe von Chattanooga in Tennessee befindet sich eine Höhle, welche in alten Zeiten den tscherokesischen Namen Nick-a-jack führte; die späteren weissen Ansiedler, die für das Studium der Indianersprache weder Zeit noch Sinn hatten, machten einfach Nigger-Jack daraus und erdichteten zur Begründung dieser Aenderung ein von einem flüchtigen Sklaven handelndes Märchen. (S. 587 E. P. Vining, »An inglorious Co-
Beil. 3 lumbus«. New York 1885).

In vielen Indianersprachen giebt es kein besonderes Wort für Auge, Fuss, Hand u. s. w., sondern die Bezeichnungen dafür sind stets mit besitzanzeigenden Fürwörtern verbunden; letztere bilden überhaupt den verwickeltsten Teil jener Sprachen, da sie nicht nur mit den Haupt-, sondern auch mit den Zeitwörtern zusammengebracht und je nach Umständen an den Anfang, in die Mitte oder an das Ende eines Wortes gestellt werden. Auch werden häufig Adjektive als intransitive Zeitwörter gebraucht. Es giebt vielleicht keine Indianersprache, welche ein bestimmtes Wort für »gehen« hat; viele hingegen besitzen Wörter, wodurch die Bewegung zu Wasser oder zu Lande von einem Orte zum anderen ausgedrückt wird.

Für viele unserer Begriffe, besonders für die abstrakten,

haben die Indianer aus leicht begreiflichen Gründen keine Bezeichnung. Als der Missionär Eliot das in religiösem Sinne gebrauchte Zeitwort »knieen« übersetzen wollte, musste er es durch einen langen Satz wiedergeben, da es sonst seine Hörer nicht verstanden hätten.

Interessant und ausserordentlich zahlreich sind die Namen der Tiere in einigen Indianersprachen. Ein Stamm der Algonkins nennt den Biber »Baumfäller«; ein anderer bezeichnet ihn als »ein Geschöpf, das den Kopf aus dem Wasser streckt«, also als ein luftatmendes Tier. Die Bezeichnung der Delawaren für Pferd bedeutet wörtlich übersetzt »ein Tier, das auf dem Rücken trägt«. Die Tschippewäer nennen den Biber im Allgemeinen »Amik«; ein junger Biber heisst in ihrer Sprache »Amikons«; ein Biber unter zwei Jahren wird »Awenische«, einer zwischen zwei und drei Jahren »Aboiawe«, ein dreijähriger »Bakemik«, ein männlicher »Nabemik« und ein weiblicher »Nodschemik« genannt. Die Wanze nennen jene Indianer das stinkende Insekt. Für Vogel haben sie kein bestimmtes Wort, wohl aber besondere Ausdrücke für einen grossen und kleinen Vogel, sowie für Vögel von besonderen Farben. So ist z. B. »Segibanwanischi« ein schwarzer, »Odschawane« ein blauer, »Okanisse« ein grauer, »Odamaweschi« ein weisser, »Bineschi« ein grosser Vogel u. s. w. In der Sprache der Utes bedeutet das Wort Bär »Greifer«. Die Pävant-Indianer nennen das Schulhaus »Po-kunt-in-in-yi-kan«, welches wörtlich übersetzt, »ein Ort, wo man Zauberei zählt« bedeutet. »Po-kunt« heisst, »es wird Zauberei ausgeübt«, und jene Indianer nennen jede schriftliche Uebung so, da nach ihrer Ansicht eine solche nur zum Zwecke der

Zauberei vorgenommen werden kann; »in-in-yi« heisst zählen oder lesen; »kan«, welches von dem Zeitwort »kari« (bleiben) abgeleitet ist, bedeutet Wigwam.

Will man sich ein Vokabularium einer fremden Sprache, sowie eine Sammlung von Redensarten, die sich auf das Wetter, das Spiel, Essen und Trinken, auf Hochzeit, Tod oder auf die Beschäftigung der Leute beziehen, anlegen, so ist es ratsam, sich vorher genau über den Stand, die Bildung und den Charakter desjenigen zu erkundigen, von dem man die erwünschte Auskunft erwartet, denn nicht jeder ist im Stande, alle sein Volk betreffenden Fragen mit Sicherheit zu beantworten. Wer hier sicher gehen will, verlasse sich nie auf die Mitteilungen einer einzelnen Person, sondern wende sich, wie bereits angedeutet, an mehrere und stelle nachher Vergleichungen an.

Nie aber lasse man sich einen Satz aus seiner Muttersprache in eine fremde übersetzen, um dann philologische Bemerkungen darauf zu basieren, wie dies z. B. Adelung und Vater im »Mithridates« dadurch gethan haben, dass sie ihrer Analyse von beinahe fünfhundert Sprachen das Vaterunser zu Grunde legten. Durch ein solches Verfahren wird der zu studierenden Sprache insofern Gewalt angethan, als sich viele der zu übersetzenden Wörter und Sätze nur durch lange Umschreibungen wiedergeben lassen.

Ferner sind zur Feststellung der Zählmethode eines
Beil. 4 fremden Volkes die Zahlwörter desselben aufzuzeichnen. Auch den geographischen Namen ist besondere Aufmerksamkeit zu widmen und ihre ursprüngliche Bedeutung zu erklären. In dieser Hinsicht bieten Deutschland und

Irland durch keltische und Amerika durch indianische Bezeichnungen ein reiches Feld. So befinden sich z. B. im Staate Connecticut allein über 600 Ortsnamen indianischen Ursprungs, und in Pennsylvanien noch viel mehr. Allerdings ist die Schreibung derselben dermassen durch die englische Orthographie korrumpiert, dass ihr eigentlicher Ursprung oft nur mit der grössten Schwierigkeit festgestellt werden kann.

Auch die Farbebezeichnungen sind zu berücksichtigen. Dabei bedient man sich am sichersten eines kolorierten Papierstreifens, dessen Farben in einander laufen, sodass also die Skala mit Weiss beginnt und mit Schwarz abschliesst. Hier ist besonders zu bemerken, ob die Namen der einzelnen Farben von bekannten Tieren oder Blumen abgeleitet sind.

Ferner sind aufzunehmen die Spitz- und Beinamen hervorragender Persönlichkeiten, einzelner Dörfer, Städte und Länder, sowie die Epitheta, die das Volk gewissen **Beil. 5**
Handwerkern und Gelehrten, wie z. B. Schustern, Schneidern, Schulmeistern, Geistlichen und Advokaten beilegt. Es sind ferner zu sammeln die Kriegsrufe, Sprichwörter, Wetterregeln, Redensarten, auffallende Inschriften an Fensterscheiben, Kirchen, Schulen, Scheunen und Eingängen zu Kirchhöfen, sowie auf Pfeifenköpfen, Tellern, Tassen, Bechern, Pulverhörnern, Schnupftabaksdosen, Grabsteinen und Glocken. Ausserdem sind aufzuzeichnen die im Volke gebräuchlichen Namen der Pflanzen, Mineralien, Gestirne, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Körperteile, Handwerkszeuge, Geldsorten, musikalische Instrumente, Monate, Tages- und Jahreszeiten u. s. w. Es sind zu sammeln die Reime der Kinder, wie z. B. Bastlöse-

und Auszählreime. Zaubersprüchen und Volksliedern nebst ihren Melodien ist besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Ferner ist zu studieren die Geheimsprache gewisser Volksklassen, sowie auch der Kinder. Es ist festzustellen, ob eine allgemeine verständliche Zeichen- und Geberden-
Beil. 6 sprache existiert, ob man sich als mnemotechnischer Hilfsmittel des Kerbholzes, der Schnüre, Knoten oder Quippos bedient.

Bei der Untersuchung der häuslichen Einrichtungen und Verhältnisse eines Volkes ist zuerst festzustellen, ob die Familien temporäre oder permanente Wohnungen haben und wie dieselben beschaffen sind, also ob sie aus Holz, Steinen, Rasen, Schilf oder Tierhäuten bestehen, ob sie sich über oder unter der Erde befinden, welche Räume sie enthalten und welchen speziellen Zwecken dieselben dienen.

Welche Gebräuche werden beim Errichten eines Hauses befolgt? Wirken alle Leute eines Dorfes oder nur die Freunde und Nachbarn des Eigentümers dabei mit und wird das »Bauheben«, wie man in Mitteldeutschland sagt, mit einem Redeakte und einem gemeinschaftlichen Feste beschlossen? Wird die Schwelle der Hausthüre mit Blut benetzt, werden Tiere unter derselben
Beil. 7 eingemauert oder sonstige Bauopfer gebracht? Sind gewisse Teile des Hauses, wie Keller, Herd, Schornstein, Ofenecke, Speicher oder Rumpelkammer von guten oder bösen Geistern bewohnt und wie machen sich dieselben bemerklich? Führt der Vater im Hause das Regiment oder hat dort die Mutter die Hosen an?

Welche volkstümlichen Namen führen Vater, Gross-

vater, Mutter, Grossmutter, Onkel, Tante, Schwager, Schwägerin u. s. w.? Wie werden alte Jungfern, Junggesellen, Witwen und Greise genannt und was denkt man im Allgemeinen von ihnen? Welche Kosenamen legt man Kindern und schönen, heiratsfähigen Jungfrauen bei? Welche Ansichten hegt man betreffs Stief- und Schwiegereltern? Was denkt man von den Frauen? Welche Sprichwörter, Redensarten, Märchen und Lieder handeln von ihnen? Welcher Aberglaube steht mit ihnen in Verbindung? Wird ihnen der Ursprung der Sünden und somit allen Unglücks zugeschrieben?

Betreffs der sozialen Verhältnisse des zu erforschenden Volkes ist auch noch auszufinden, ob dasselbe die Sitte der Blutsfreundschaft kennt, auf welche Weise dieselbe abgeschlossen wird und welche Verpflichtungen sie den dabei Beteiligten auferlegt. Ausserdem sind noch folgende Fragen in Betracht zu ziehen: Giebt es eine Blutrache oder kann das an einer Person begangene Unrecht aut eine andere Weise als durch einen Mord gesühnt werden? Führen die Kinder den Familiennamen der Mutter oder des Vaters? Giebt es eine Aristokratie und beruht dieselbe auf Geburt, Leistungen oder Körperkraft? Ist die Sklaverei gesetzlich erlaubt? Wird Vielweiberei und Beil. 8
Vielmännerei getrieben? Hat der Vater das Recht, das neugeborene Kind zu töten oder zu verkaufen? Wie werden Taubstumme, Blinde und Blödsinnige behandelt? Giebt es geheime Gesellschaften und worin besteht die Wirksamkeit derselben? Ist das Amt des Häuptlings Beil. 9
oder des Vorstehers eines Dorfes erblich oder wählbar, welche Rechte besitzt dieser und welche Mittel stehen ihm bei der Ausübung derselben zur Verfügung? Giebt

es eine militärische Organisation, wer gehört derselben
an und welche Pflichten übernimmt jedes Mitglied?
Welche Waffen führen die Krieger?

Auch die Art und Weise, wie die Grenzen eines
Dorfes oder einer Gemarkung festgestellt werden, ist von
Interesse. Da ist also zu fragen: Von wem und auf
welche Weise wird die offizielle Grenzvermessung vor-
genommen? Dienen vielleicht dabei Schulknaben, denen
die Zukunft gehört, als Zeugen und erhalten sie zur Er-
innerung an diese wichtige Angelegenheit einen Denkzettel
Beil. 10 in Gestalt einer kräftigen Ohrfeige? Wie wird derjenige
bestraft, der den Grenzstein seines Privatgrundstückes
versetzt, um es betrügerischer Weise zu vergrössern?

Ferner: Hat die Gemeinde Kommunaleigentum, wie
Wälder, Obstgärten, Kohlengruben, Heilquellen? Wie
werden diese verwaltet und die Erträgnisse verteilt? Hat
ein Dorf einen Gemeindebackofen und nach welchen
Regeln müssen sich die Bewohner bei der Benutzung
desselben richten?

Beil. 11 Wie werden die schweren Verbrecher bestraft?
Werden sie ersäuft, gevierteilt, geköpft, gehängt, erdrosselt,
elektrisiert, gepfählt, mit glühenden Zangen zerrissen, ein-
gemauert, verstümmelt oder bei lebendigem Leibe ge-
röstet, wie es neuerdings den in den Südstaaten Amerikas
lebenden Negern geschieht, die sich der Schändung
weisser Frauen schuldig gemacht haben? Wie wird ehe-
Beil. 12 liche Untreue und ungesetzliche Schwängerung bestraft?
13 14 Gilt der Zweikampf als Gottesurteil?

Welche Industriezweige werden in einer bestimmten
Gegend vorzugsweise gepflegt und durch welche örtliche
Beil. 15 Verhältnisse sind dieselben begünstigt? Haben die be-

treffenden Arbeiter besondere Gebräuche und Redensarten? Welche Lieder singen sie, vorausgesetzt, dass sie nicht, wie z. B. in Amerika, das Singen bei der Arbeit vergessen haben? Wird Handel getrieben und was gilt dabei als Tauschmittel?

Wie werden Knechte und Mägde gedungen und welche Geschenke erhalten sie auf Neujahr oder Weihnachten? Giebt es Sagen, welche von der Bestrafung fauler Dienstboten handeln? Wie beschäftigen sich hauptsächlich die Frauen? Spinnen, weben und stricken sie, oder nehmen sie auch an Feld- und Fabrikarbeiten teil?

Ferner sind zuverlässige Erkundigungen über folgende charakteristische Eigenheiten und Beschäftigungen der Bewohner einer bestimmten Gegend einzuziehen: Sind sie geschickt im Schiessen, Laufen, Schwimmen, Bergsteigen, Jagen, Fischen, Vogelfangen, Singen und Spielen eines Instrumentes? Welchem Handwerke liegen sie vorzugsweise ob? Hat dasselbe einen speziellen Schutzgeist? Giebt es auch Zünfte oder ähnliche Arbeiterverbindungen, wie z. B. die »Unions« der amerikanischen Arbeiter? Welches sind die Regeln derselben und wie werden sie durchgeführt? Welche Sinnsprüche, Wappen und Erkennungszeichen haben die Mitglieder dieser Organisationen? Welche Lebensweise führen die Fischer, Jäger, Holzfäller, Hirten, Vogelfänger, Mondscheinler Beil. 16
und Fallensteller? Welche Anzeichen versprechen ihnen 17 18
Glück oder Unglück in der Ausübung ihres Berufes? Welche Sagen wissen die Seefahrer von Geisterschiffen und Seeschlangen zu erzählen? Tätowieren sich die Seeleute und auf welche Weise? Welchen Zeremonien huldigen sie beim Kreuzen des Aequators? Nehmen sie

vor der Reise ein glückverheissendes lebendes Tier (mascot) Beil. 19 an Bord?

Von den Hirten, welche den grössten Teil des Jahres in der freien Natur zubringen, ist oft wertvolles folkloristisches Material zu erhalten. Sie kennen eine Masse auf eigener langjähriger Beobachtung beruhender Wetterregeln, die meist zuverlässiger sind als die unserer offiziellen Wetterpropheten; sie kennen die meisten Heilkräuter und verstehen es auch, dieselben für den praktischen Gebrauch zuzubereiten; sie legen den Ruf der Vögel auf sinnige Weise aus und sind oft unerschöpflich in der Erzählung von Sagen über untergegangene Dörfer, versunkene Glocken, über habgierige Bauern, welche wegen Versetzung des Grenzsteines nachts mit einer glühenden Stange das Feld abmessen u. s. w.

Auch die Jäger haben gewöhnlich viel, öfters viel zu viel zu erzählen, allein man zeichne doch ihre Münchhauseniaden und Lokalschwänke auf und wenn dieselben auch gerade nicht immer volkskundlichen Wert haben, so dienen sie doch zur Bereicherung der humoristischen Beil 20 Volkslitteratur. Totengräber haben gewöhnlich einen Vorrat an haarsträubenden Geistergeschichten.

Auch die Künste eines Volkes sind in das Bereich unserer Beobachtungen zu ziehen. Es ist also zu erforschen, welche Leistungen es auf dem Gebiete der Holzschnitzerei, der Töpferei, Glasmalerei, der Weberei, der Skulptur, der Piktographie u. s. w. zu verzeichnen hat. Ferner, ob es seine Waffen und Werkzeuge selber herstellt, woraus dieselben bestehen und auf welche Weise Beil. 21 sie etwa verziert sind.

Besondere Aufmerksamkeit ist der Sammlung von

Altertümern zu widmen. In dieser Hinsicht ist man, soweit es die Indianerstämme in Amerika betrifft, ausserordentlich fleissig gewesen. So befinden sich z. B. im Museum der historischen Gesellschaft von Wisconsin so viele Speer- und Pfeilspitzen und andere Waffen, dass man damit einen ganzen Stamm ausrüsten kann. Darunter sind auch mehrere, die aus Kupfer bestehen und die nach einer Rede, die Prof. J. D. Butler im Februar 1876 vor genannter Gesellschaft hielt, erst in Form gegossen, also nicht, wie sonst meistenteils der Fall, in kaltem Zustande zurecht gehämmert worden sind.

Die vorhistorischen Bauwerke, Begräbnisplätze, Wasserleitungen und Verkehrswege sind zu untersuchen. Da ist z. B. das Thal des Ohio, sowie die Thäler der in denselben mündenden Flüsse überaus reich an künstlichen Erdhügeln (mounds), deren eigentliche Zwecke noch immer nicht mit Gewissheit festgestellt sind. In Wis- Beil. 22
consin stellen dieselben vielfach Tiere, in Georgia Vögel dar. Nimmt man nun bei den kleineren, die allem Anscheine nach nur als Begräbnisplätze dienten, Ausgrabungen vor, so ist erstens die Lage der Skelette in Betracht zu ziehen, dann sind die Schädel genau zu untersuchen und festzustellen, ob dieselben künstlich verunstaltet, z. B. platt gedrückt worden sind und durch welche Merkmale sie sich von den Schädeln der jetzigen Bewohner der Umgegend unterscheiden.

Auch die Musik eines Volkes verdient die Aufmerksamkeit des Folkloristen. Da ist also auszufinden, Beil. 23
welche Instrumente gespielt werden und ob dieselben eigenes oder fremdes Fabrikat sind; auch ist der Tonumfang eines jeden möglichst genau anzugeben. Dann

sind die gespielten oder gesungenen Melodien, letztere natürlich mit den ihnen zu Grunde liegenden Texten aufzuzeichnen, wobei wieder ein Graphophon gute Dienste thun würde.

Betreffs der Kleider eines Volkes suche man folgende Fragen zu beantworten: Bestehen dieselben aus Tierfellen oder Webestoffen? Von wem und auf welche Weise werden sie verfertigt? Werden bei festlichen Gelegenheiten, auf der Jagd, beim Fischfang, im Kriege und im Hause spezielle Kleider getragen?

Um sich über die Schmucksachen eines Volkes zu erkundigen, lege man sich folgende Fragen vor: Bestehen dieselben aus Stein, Thon, Metall, Wolle, Federn, Schnäbeln, Klauen und Häuten von Vögeln und Tieren? Bemalen sich die Leute das Gesicht und womit? Tragen sie Finger-, Ohren-, Lippen- oder Nasenringe und schreiben sie denselben magische Kräfte zu?

Nun zur Nahrung eines Volkes. Woraus besteht
Beil. 24 dieselbe vorzugsweise? Wie wird sie hergestellt? Werden Schlangen, Insekten, Wurzeln, Frösche u. s. w. verzehrt? Werden stimulierende Getränke genossen und wie werden dieselben gewonnen? Wird Taback gebraucht und auf welche Weise? Hat das Volk eine bestimmte Lieblingsspeise und ein bestimmtes Lieblingsgetränk? Welche Speisen und Backwerke werden bei festlichen Gelegenheiten genossen? Gebraucht man Salz und wie wird dasselbe gewonnen? Wird das Brot oder irgend ein anderes Nahrungsmittel gesegnet, ehe man es isst? Zu welcher Tageszeit wird die Hauptmahlzeit eingenommen? Welche Sprüche werden gewöhnlich beim Trinken gebraucht? Welchen Einfluss schreibt man gewissen Speisen,

wie Bohnen, Gurken u. s. w. auf die Gesundheit zu? Wer führt bei Tische den Vorsitz? Hat jedes Familienmitglied einen bestimmten Sitz? Wird Gastfreundschaft geübt und welche Rechte werden dem Gaste eingeräumt?

Gespielt wird überall in der Welt, wo es junge und alte Menschen giebt. Die Kinder spielen mit Schussern, Bohnen, Steinen, Bällen, Eiern, Puppen u. s. w.; sie tanzen, gehen auf Stelzen, spielen selbstverfertigte musikalische Instrumente, sie schiessen mit Blasröhren, Pfeil und Bogen, Schlüsselbüchse u. s. w. Die Alten vertreiben sich die überflüssige Zeit mit Würfeln, Karten und Kegeln und wollen sich nicht nur dabei unterhalten, sondern wo möglich auch noch Geld oder Geldeswert gewinnen. Beil. 25
Da wären also die bei den einzelnen Spielen gebrauchten Gerätschaften, sowie die Regeln, nach denen sich die Beil. 26
Spieler zu richten haben, genau zu beschreiben. Dabei ist besonders Gewicht auf die sogenannten Nationalspiele, sowie auf die bei bestimmten Veranlassungen aufgeführten dramatischen Spiele, wie die Tod- oder Winteraustreibung, Tänze u. s. w. zu legen. Beil. 27

Nun zum Familienleben und den verschiedenen damit verbundenen Sitten, Gebräuchen und Festlichkeiten.

In mehreren Indianersprachen bedeutet das Wort für heiraten soviel wie kaufen; daraus geht hervor, dass die Braut den Eltern oder sonstigen Anverwandten abgekauft wurde — ein Gebrauch, der noch heute bei zahlreichen Völkerschaften in und ausserhalb Amerikas existiert. Da ist nun zu erforschen, worin der Kaufpreis besteht, ob bei der Brautwerbung ein Vermittler wie z. B. John Alden in Longfellows »Miles Standish« oder der Apotheker in Goethes »Hermann und Dorothea« thätig

ist und nach welchen Vorschriften sich derselbe zu richten hat, um die Verlobung, die in Schottland »handfasting« und in »Wales« bundling genannt wird, zu Stande zu
Beil. 28 bringen. Ferner ist sich zu erkundigen, welche Leute vorzugsweise bei der Hochzeit gewünscht sind, ob dieselben durch einen bestimmten Hochzeitsbitter, z. B. den Ortsdiener, eingeladen werden und welcher Formeln dieser sich dabei bedient.

Beil. 29 Worin bestehen die Hochzeitsgebräuche? Welchen Einfluss hat das Wetter bei der Trauung auf das Glück oder Unglück der Eheleute? Wie findet man heraus, ob der Mann oder die Frau in der Ehe die Herrschaft führt? Worin besteht die Kleidung und der Schmuck der Brautleute? Wird der Hochzeitszug auf dem Wege nach der Kirche gehemmt und auf welche Weise muss sich der Bräutigam freikaufen? Werden nach der Trauung Spiele aufgeführt, die z. B. als Ueberreste des früheren Frauenraubs erscheinen? Entfernt sich die Braut beim Hochzeitsschmause heimlich und muss sie vom Bräutigam aufgesucht werden? Welchen Tagen und Monaten wird für Trauungen der Vorzug gegeben? Werden am Abende des der Hochzeit folgenden Tages Strohkranzreden gehalten und werfen alsdann die Kinder alte Schuhe und Töpfe gegen die Hausthüre des jungen Ehepaares, um Geschenke zu erhalten? Was denkt man vom Ehebruch und wie wird derselbe bestraft? Welche Gründe berechtigen zur Auflösung der Ehe? Wie wird die hölzerne, porzellanene, silberne, goldene und diamantene Hochzeit gefeiert? Giebt es Mittel zur Erzielung der Fruchtbarkeit
Beil. 30 bei den Weibern? Was wird von heiratstollen Frauen
31 32 berichtet? Bringt die Frau Glück oder Unglück?

Das wichtigste Ereignis nach der Hochzeit ist die Geburt eines Sprösslings. Was fabelt man den halberwachsenen Kindern über die Herkunft desselben vor? Welchen Einfluss haben bestimmte Stunden und Tage auf die Geburt und das fernere Schicksal des Säuglings? Welchen Vorschriften muss sich die Wöchnerin bis zur Taufe des Kindes unterziehen? Pflanzt der Vater nach der Geburt eines Kindes ein Bäumchen und inwiefern bringt er das Gedeihen desselben mit dem Gesundheitszustande seines Sprösslings in Verbindung? Welches Beil. 33
sind die Pflichten der Taufpaten? An welchen Tagen, wie z. B. am Charfreitag und am Totenfest, lässt man die Kinder nicht gerne taufen? Welche Bedeutung hat es, wenn das Kind bei der Taufe schreit? Werden zwei Kinder aus einem und demselben Wasser getauft? Wird das Taufwasser an Weinstöcke und Bäume geschüttet, um das Wachstum derselben zu befördern? Wird, wenn sich die Mutter nach der Geburt eines Kindes zum ersten Mal in Gesellschaft zeigt, dies besonders gefeiert?

Was die allgemeinen Volksfeste anbelangt, so ist besonders die Geschichte derselben so weit wie möglich zurück zu verfolgen, um den eigentlichen Ursprung und Zweck derselben auszufinden und auch die Veränderungen festzustellen, welche sie im Laufe der Zeit erlitten haben. Ausserdem sind folgende Fragen zu berücksichtigen: Nehmen an diesen Festen alle Leute ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes teil? Werden sie im Freien, in besonderen Gebäuden, auf Bergen oder im Walde abgehalten? Wer organisiert sie und führt dabei die Oberleitung? Werden dabei besondere Speisen und Getränke genossen? Welche Volksspiele werden auf-

Beil. 35 geführt? Sind sie mit Umzügen, Maskeraden u. s. w. verbunden? Welchen Glücksspielen wird gehuldigt? Finden sich, wie auf den meisten Volksfesten Englands, alte und junge Wahrsagerinnen ein, um jedem, der sie dafür bezahlt, die Zukunft zu prophezeien?

In Bezug auf das Neujahrsfest ist auszufinden, welcher Art die Geschenke sind, die alsdann Kinder und Dienstboten erhalten und auf welche Weise die Glückwünsche dargebracht werden. Den mit diesem Tage verbundenen abergläubischen Gebräuchen, die sich hauptsächlich auf die Erforschung der Zukunft beziehen, ist ebenfalls sorgfältige Aufmerksamkeit zu widmen. Aehnlich sind die anderen Feste, wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Fast-
Beil. 36 nacht u. s. w. zu behandeln. Auch das Haberfeld-
Beil. 37 treiben dürfte als Volksbelustigung angesehen werden.

Ferner sind Erkundigungen über folgende, das Volksleben betreffende Angelegenheiten einzuziehen: Giebt es Pubertätsweihen? Durch welchen Akt wird ein junger Bursche von den älteren »vollberechtigt« erklärt, sodass er also ohne belästigt zu werden, den Tanzboden und die Spinnstube besuchen und eine Pfeife rauchen darf? Welche Gebräuche herrschen in den Spinnstuben oder sonstigen Winterabendversammlungen der jungen Leute? Werden den heiratsfähigen Mädchen Maibäume gesetzt? Werden Maiköniginnen gewählt? Werden am Johannistage noch Feuer auf hohen Bergen angezündet und brennende Räder in die Thäler gerollt? Lässt man beim Schluss der Ernte einige Garben auf dem Felde stehen und wie werden dieselben genannt?

Das letzte Fest des Menschen ist der Begräbnisakt. Giebt es Zeichen, welche den baldigen Tod eines Familien-

mitgliedes verkünden? Worin bestehen dieselben? Werden, wenn der Tod eingetreten ist, Fenster und Thüren geöffnet, damit die Seele entweichen kann? Werden Beil. 38
Spiegel und Bilder verhängt oder umgedreht? Welche Dinge werden der Leiche in den Sarg gelegt? Wird eine Totenwache und ein Leichenschmaus gehalten? In welcher Richtung wird die Leiche beerdigt? Giebt es bezahlte Klageweiber? Wird der Tod des Hausherrn Beil. 39
dem Vieh und den Bienen angezeigt? Wie lange werden die Trauerkleider getragen? Welche Leute dürfen sich Beil. 40
nicht in der Nähe einer Leiche blicken lassen? Wo und wie werden Selbstmörder und Leute unehrlichen Handwerks beerdigt? Wird die Leiche auf ein hohes Stangengerüst gelegt, ins Wasser geworfen, in einer Höhle beigesetzt oder verbrannt? Was geschieht in letzterem Falle mit der Asche? Werden Steine auf das Grab einer verunglückten oder ermordeten Person gehäuft? Sollen diese Steine verhüten, dass der Geist des Toten das Grab verlässt und »umgeht«? Was verstehen die Leute unter einem Geiste und welche Gestalten nimmt derselbe an? Erscheinen die Geister als Riesen oder Zwerge, als neckische, lustige und hilfreiche, oder als heimtückische, verschmitzte und schadenfrohe Gesellen? Treten sie als Wichtelmännchen, weisse Frauen, wilde Jäger, Irrlichter oder Nixen auf? Zeigen sie sich hauptsächlich an Quellen, auf Bergen, in Wäldern, Höhlen, im Keller, in der Dachkammer, auf Kreuzwegen oder auf Kirchhöfen? Fliehen sie die Menschen oder suchen sie deren Nähe auf? Können sie sprechen? Giebt es Sagen von Nationalhelden, die Jahrhunderte lang auf ein ihrer Rückkehr günstiges Zeichen warten? In welcher Gestalt entschlüpft Beil. 41

die Seele dem Körper? Was denken die Leute vom Jenseits? Wie gelangt die Seele dahin und wird sie daselbst belohnt oder bestraft?

Die Religion eines Volkes bildet den wichtigsten Schlüssel zum Verständnis seines Charakters. Was denkt es überhaupt von seinen Göttern? Giebt es Götter der vier Himmelsgegenden, der Gestirne, des Gewitters, der Berge, Seen und Flüsse und welche Namen führen dieselben? Wird diesen Göttern geopfert? Welche Geschichten werden von ihnen erzählt? Giebt es auch einen Teufel? Wie sieht derselbe aus und wo hält er sich vorzugsweise auf? Schliesst er Verträge mit den
Beil. 42 Menschen ab?

Bei der Erforschung der einzelnen christlichen Sekten sind die besonderen Gebräuche und deren Einfluss auf die Gestaltung des sozialen Lebens zu erforschen. In dieser Hinsicht bietet Amerika, das Land der ungehinderten Glaubensfreiheit, ein ungemein reiches Feld, denn da finden wir, ausser den Hauptdenominationen, Mennoniten, Freiwillen-Baptisten (Free-will Baptists), Sabbatariner, Zwei-Samen-Prädestinatianer-Baptisten (Two-seed Pre-
Beil. 43 destinarian Baptists), Tunker, Flussbrüder, Neutäufer oder Frölichianer, Weinbrennerianer, Campbelliten, Arminianer, Herrnhuter, Otterbeinleute, Albrechtsbrüder, Springer (Jumpers), Schwenkfeldianer, Quäker, Zitterer (Shakers), Inspirierte, Separatisten, Harmonisten, Plymouthbrüder, Schweinfurthianer, Irvingianer, Neu-Israeliten,
Beil. 44 Sandemanianer, Mormonen, Hoffmannianer, Adventisten, Chiliasten, Swedenborgianer, Sozinianer, Spiritualisten,
Beil. 45 Glaubensheiler, Theosophen u. s. w.

Bei weniger zivilisierten Völkern erkundige man sich

betreffs folgender Punkte: Beten sie das Feuer, Tiere, Beil. 46
Schlangen u. s. w. an? Haben sie Götzenbilder? Welchen Einfluss haben ihre religiösen Anschauungen auf Moral, Regierungsform und soziale Verhältnisse? Verstümmeln oder peinigen sie sich aus religiösen Gründen? Haben Beil. 47
sie Priester, Propheten und Messiasse? Worin besteht die Thätigkeit der Priester? Können dieselben Krankheiten heilen, Tote erwecken, die Zukunft voraussagen, feindlichen Menschen heimlich Schaden zufügen und überhaupt Wunder thun? Giebt es Sympathie-Doktoren Beil. 48
und bedienen sich dieselben der Zaubersprüche und Beschwörungen? Sind sie mit der Heilkraft gewisser Kräuter bekannt? Welche Mittel wenden sie an gegen Warzen, Sommersprossen, Nasenbluten, Husten, Schlucken, Gicht, Zahnweh, Schwindsucht u. s. w.? Was denkt das Volk von der Entstehung der Krankheiten, besonders der Seuchen? Giebt es Hexen und wie sehen sie aus? Beil. 49
Sind sie triefäugig, schwarzhaarig, bärtig, zahnlos, runzlig und spitznäsig? Wodurch sind sie in den Ruf gekommen, Hexen zu sein? Brauen sie Liebestränke und wahrsagen sie? Wo versammeln sie sich? Können sie sich unsichtbar machen oder in Tiergestalt erscheinen? Wie werden sie vom Volk behandelt? Giebt es Zauberer, Beil. 50
Alchymisten u. s. w.? Giebt es Spukhäuser? 51 52

Welche Omina sind allgemein bekannt? Was 53
wird erwartet, wenn einer Frau zufällig das Schürzenband aufgeht, wenn ein Messer, eine Gabel oder ein Löffel auf den Boden fällt, wenn die Wanduhr plötzlich stehen bleibt, wenn sich der Ruf eines bestimmten Vogels in der Nacht vernehmen lässt, wenn sich die Hauskatze putzt, wenn einem die linke oder rechte Hand oder

sonst ein Glied juckt, wenn man unaufhörlich niesen
muss, wenn es regnet und zugleich die Sonne dabei
Beil. 54 scheint, wenn die Möbel krachen, wenn man die Treppe
hinauf, anstatt hinunter fällt, wenn man das Salz ver-
schüttet, wenn man stolpert, wenn man am Morgen
zuerst alten Frauen, Buckligen, Blinden oder Verkrüppelten
begegnet, wenn man beim Eintritt in eine fremde Stadt
eine Heerde Schweine oder Schafe sieht, wenn man den
Regenschirm im Zimmer aufspannt, wenn man beim Aus-
gehen etwas vergessen hat und wieder zurückgehen muss?
Beil. 55 Wie legt man Träume und Ahnungen aus? Was denkt
man von Muttermälern und den Flecken an den Finger-
Beil. 56 nägeln? Giebt es Unglückstage und Unglückszahlen?

Was reden und reimen die Leute von rothaarigen
Menschen, heiratstollen Witwen, Geizhälsen, Juden, Geist-
Beil. 57 lichen u. s. w.? Wie erklärt man das Echo, den Regen-
58 59 bogen, den Blitz, Ebbe und Flut, Entstehung der
60 61 Berge, Seen, Menschen, überhaupt alle auffallende
Naturerscheinungen? Durch welche biblische Sprüche
sollen neue Erfindungen, schwere, das ganze Land be-
treffende Unglücksfälle oder das Auftreten gewaltiger
Kriegshelden prophezeit sein? Welche Sagen erzählt
man sich von berühmten Volksmännern? Durch welche
Lügen (fibs, white lies) fertigt man neugierig fragende
Beil. 62 Kinder ab? Giebt es glückbringende Dinge (Hecke-
thaler, Freikugeln)? Wie wird ein Meuchelmörder oder
Meineidiger ausgefunden?

Betreffs der Pflanzen sind alle volkstümlichen Be-
nennungen derselben aufzuzeichnen, sowie auch alle damit
in Verbindung stehenden Sagen und Märchen, besonders
solche, durch welche charakteristische Merkmale erklärt

werden. Zu erforschen ist auch, welche Bäume und Beil. 63
Sträucher von Geistern bewohnt werden und wie dieselben jede ihnen zugefügte Störung rächen.

Ferner sind alle sich an Berge, Flüsse, Seen, Strudel, Quellen, Burgen, Inseln, Steinhaufen, Schluchten, Häuser und besonders merkwürdige Bäume knüpfende Sagen zu sammeln. Beil. 64

Auch die Volksnamen der wilden und zahmen Tiere, sowie die Sagen, durch welche die hervorragendsten Merkmale derselben erklärt werden, sind aufzuzeichnen. Beil. 65
Zu gleicher Zeit ist auszufinden, welche Tiere göttliche Verehrung geniessen, wie dieselben behandelt werden und ob man ihnen Opfer bringt. Wichtig sind hauptsächlich die Volksansichten über Kröten, Schlangen, Fledermäuse, Beil. 66
Ratten, Mäuse, Wölfe, Hirsche, Bären, Hasen, Hähne, 67
Eidechsen, Katzen, Raben, Schwalben, Störche, Schwäne, Füchse, Biber, Hunde u. s. w.

Giebt es Zaubermittel, um schädliche Tiere zu vertreiben? Werden einige Tiere geschont, weil man glaubt, sie seien von den Seelen verstorbener Menschen bewohnt? Welche Tiere zeigen das Wetter an? Welche Tiere werden gegessen und welche nicht? Werden die Zugvögel bei ihrer Rückkehr im Frühling öffentlich begrüsst? Welche Tiere repräsentieren Klugheit, Falschheit, Dieberei, Wachsamkeit, Faulheit und Fleiss? Welches Tier spielt in den Fabeln eines Volkes die Hauptrolle? Welcher Worte bedient man sich bei der Leitung der Zugtiere? Was bedeutet es, wenn sich eine Spinne auf eine Person niederlässt oder einem ein Hahn über den Weg läuft? In letzterem Falle erwarten z. B. die Engländer und Irrländer Glück, die Inder, Araber, Lappländer und Südafrikaner hingegen Unglück.

Märchen, Sagen, Fabeln, Schwänke, Lieder und Sprichwörter bilden den Hauptbestandteil der ungegeschriebenen Litteratur eines Volkes; ein Volk ohne solche Erzeugnisse seiner Phantasie und seines Verstandes ist bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Sie bilden das Bedürfnis der Kinder und die Freude und Erbauung der Erwachsenen, weshalb denn auch Luther erklärte, dass er sich der wundersamen Historien, die ihm aus seiner Kindheit bekannt waren, um kein Geld entschlagen möchte.

Mythenmärchen und Heldensagen entstammen ursprünglich einer Quelle, denn der Nationalgott war zugleich der Nationalheros, der Welt und Menschen schuf und erhielt. Das Märchen bildet also nicht nur eine unversiegbare Quelle der Unterhaltung, sondern auch der Belehrung, indem es in einfacher, dem Volke leicht verständlicher Sprache Auskunft giebt über alle Fragen, die ihm Natur und Leben vorlegen. Es erzählt uns, wie die Erde, die Tiere und Menschen entstanden sind, woher der Wind kommt, was die Milchstrasse bedeutet, weshalb die Sonne täglich die Erde umkreist, weshalb der Mond ab- und zunimmt, es erklärt das Bild auf demselben und wie es sich mit den Sternschnuppen verhält.

Ausserdem sorgt es durch Mitteilungen über betrogene Teufel, über Räuber, Riesen und Menschenfresser, sowie über unschuldig verfolgte und gerettete Stiefkinder, verwunschene und erlöste Prinzessinnen, verleumdete, aber später gerechtfertigte Frauen für die Erweckung und Befriedigung des ethischen Gefühls. Eulenspiegeleien, Münchhauseniaden, Schildbürgerstreiche und ähnliche Schwänke dienen hingegen ausschliesslich der Unterhaltung.

Zur Aufzeichnung und Erforschung der Märchen aller existierenden Völkerschaften sind seit geraumer Zeit grössere Anstrengungen gemacht worden als auf irgend einem anderen Gebiete der Ethnologie; ja, die vergleichende Märchenkunde ist bereits eine ausgedehnte Wissenschaft geworden, die in Bezug auf das gesamte Seelenleben eines Volkes ungemein interessante und überraschende Aufschlüsse gewährt hat. Wenn nun viele Märchen der nach Zeit und Raum getrennten Völker in den Hauptgrundzügen auffallend übereinstimmen, so braucht man deshalb noch lange nicht an vorhistorische Entlehnung zu denken und diesen Umstand zum Beweise der Einheit des menschlichen Geschlechts aufzubauschen; primitive Zustände, die überall viel Gemeinsames besitzen, beeinflussen die Phantasie auch überall in gleicher Weise und bringen dieselben Wirkungen hervor.

Um nun die Volksmärchen systematisch zu studieren, haben mehrere Forscher dieselben auf ihren Hauptinhalt reduziert und sie in bestimmte Gruppen eingeteilt. Der erste Gelehrte, der dies unternahm, war meines Wissens J. G. v. Hahn (Griechische und albanesische Märchen, 1. Band); demselben folgte der Engländer Baring Gould, dessen Abhandlung »Story Radicals« der ersten Auflage von Hendersons »Folklore of the Northern Counties« beigegeben und später mit einigen Aenderungen in Gommes »Handbook of Folklore« (London 1890) aufgenommen worden ist. Eine kurze Anführung einiger der Hauptformeln möge hier genügen.

Die Amor- und Psyche-Formel. Eine schöne Jungfrau wird von einem fremden Manne geliebt; derselbe erscheint in der Nacht bei ihr und ersucht sie, ihn nicht

anzublicken. Sie thut es dennoch, verliert ihn dann und hat grosse Schwierigkeiten zu überwinden, bis sie ihn wieder findet. Verwandt damit ist die Melusinenformel, nach welcher ein Mann das Gebot seiner Frau, sie an einem bestimmten Tage der Woche nicht anzublicken, übertritt und sie verliert.

Die Schwanjungfrau-Formel. Ein Mann entwendet einer badenden Jungfrau das Schwanenkleid, versteckt es und zwingt sie dadurch, seine Gattin zu werden. Sobald sie es wieder erlangt, entflieht sie.

Die Penelopen- und Gudrun-Formel. Eine Frau wartet Jahre lang auf die Rückkehr des Gatten oder Bräutigams, weist alle Freier zurück und umarmt schliesslich den Ersehnten.

Die Genoveva-Formel. Eine Gattin wird fälschlich der Untreue angeklagt und verstossen. Sie erduldet unsägliches Ungemach und wird später, nachdem sich ihre Unschuld herausgestellt, wieder in Gnaden aufgenommen.

Die Lebenselixier-Formel. Das Leben eines Menschen hängt von einem gewissen Gegenstande ab; sobald derselbe ihm gestohlen wird oder sonstwie abhanden kommt, stirbt er. Die Simson-Formel gehört in dieselbe Kategorie.

Die Schlangenkind-Formel. Eine Frau wünscht sich ein Kind, und wenn dasselbe auch nur ein Tier oder eine Schlange sei. Sie erhält ein solches. Dasselbe wächst auf, verheiratet sich und wird der Tier- oder Schlangenhaut beraubt, sodass es von nun an nur noch in menschlicher Gestalt erscheint.

Die Verschwörungs-Formel. Es verspricht jemand

seine Seele dem Teufel, wird von demselben zur bestimmten Zeit geholt oder er überlistet ihn.

Die Lear-Formel. Ein Mann verstösst eine seiner Töchter, wird von den anderen schlecht behandelt und findet schliesslich bei der vertriebenen Aufnahme.

Die Rhea Sylvia-Formel. Eine Mutter verliert ihre Kinder, dieselben werden von wilden Tieren gepflegt und gelangen später zu hohen Ehren.

Die Aschenbrödel-Formel. Das jüngste Mädchen oder die Stieftochter muss für ihre Geschwister schwere Arbeit verrichten, während diese ihrem Vergnügen nachgehen, schliesslich aber den gewünschten Prinzen der verachteten Schwester überlassen müssen. Hierher gehört auch die Bertha-Formel.

Die Verwandlungs-Formel. Menschen werden in Tiere verzaubert und erlangen nach vielfachen Abenteuern ihre frühere Gestalt wieder. Beil. 68

Die Zähmungs-Formel. Widerspenstige Frauen oder Jungfrauen werden durch Schlauheit, Roheit oder durch geschickte Lösung der von ihnen aufgegebenen Rätsel besiegt und fügen sich dann geduldig in ihr Schicksal.

Die Dümmling- oder Rüpel-Formel. Ein scheinbar tölpelhafter Bauernknabe unterzieht sich furchtlos den gefährlichsten Arbeiten, besiegt seine Gegner in Kampf und Spiel, heiratet eine Prinzessin und wird König.

Die Blaubarts-Formel. Die Frau, welche ein verbotenes Gemach betritt, verwirkt ihr Leben.

Die Drachen-Formel. Ein Drache verwüstet das Land und wird, nachdem er eine Königstochter geraubt, von einem Ritter erschlagen.

Ferner sind zu verzeichnen die Märchen von Tieren,

welche sich den Menschen für geleistete Dienste dankbar erwiesen; dann die Sagen von der Erschaffung der Erde, sowie von der Zerstörung derselben durch Wasser und Feuer. Ueberhaupt ist jede Originalfabel sorgfältig auf-
Beil. 69 zuzeichnen.

Dass die Lieder eines Volkes, also die Wander-, Jäger-, Soldaten-, Studenten-, Handwerker-, Fischer-, Rätsel-, Wiegen- und Kinderlieder nebst ihren Melodien zu sammeln sind, ist bereits angedeutet worden. Ebenso sind auch die Sprichwörter und Redensarten im Volks-
Beil. 70 dialekt aufzuzeichnen. Dieselben repräsentieren eine praktische, wohl erprobte Lebensweisheit; sie zeigen uns das Volk, wie es wirklich ist und was es von Königen, Beamten, Geistlichen, Frauen, Kindern, Advokaten, Wucherern, Verschwendern, Aerzten u. s. w. denkt.

Auch sind zu verzeichnen Glückwünsche, Grüsse,
Beil. 71 Beteuerungen, Eidformeln, Gebete, Wünsche, Schimpf-
72 73 74 wörter, Wortspiele, Scherzfragen, Zungenübungen — kurzum, es giebt überall auf der ganzen Erde unter allen Menschenklassen so ungemein viel zu sammeln, dass jeder, wes Standes er auch sei, leicht seinen Beitrag zur Bereicherung der Volkskunde liefern kann.

Beilagen.

Neue Beiträge zur Volkskunde.

1.

Folgende Schriften geben Anleitung zu volkskundlichen Sammlungen und Forschungen:

G. L. Gomme, Handbook of Folklore. London 1890.

E. Monseur, Questionaire de Folklore. Lüttich 1890.

A. Gittée, Vraagboek tot het Zamelen van Vlaamsche Folklore of Volkskunde. Gent 1888.

Otto Jiriczek, Anleitung zur Mitarbeit an volkskundlichen Sammlungen. Brünn 1894.

Th. Wilson, A Study of prehistoric Anthropology. Handbook for beginners. Washington 1890.

R. Wossidlo, Fragebogen über Mecklenburgische Sagen. O. J.

O. Brenner, Unsere Bauernhäuser. Würzburg 1899.

Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen in Deutsch-Böhmen. Prag 1895.

2.

J. W. Powell, Introduction to the study of Indian languages. 2. ed. Washington 1880.

D. G. Brinton, American languages, and why we should study them. Philadelphia 1885.

3.

Sheboygan, der Name einer Stadt in Wisconsin, soll, wie sich das Volk erzählt, auf folgende Weise entstanden sein:

Ein Indianer, der viele Töchter besass, wünschte sich einen Stammhalter. Als nun seine Frau wieder einem Kinde das Leben geschenkt hatte, fragte ihn ein Blassgesicht, was es denn diesmal gegeben habe. »She boy again!« erwiderte der enttäuschte Vater.

(Der indianische Name jener Stadt ist aus dem Tschippewä-Worte tschaibaigan [Knochen eines Toten) entstanden).

* * *

Der Name Chicago soll nach einer Sage der in Wisconsin lebenden Menomoni-Indianer »Ort des Stinktieres« bedeuten.

Einem Indianer war einst die Frau fortgelaufen. Er entdeckte ihre nach dem Süden zeigenden Fussspuren und verfolgte dieselben; doch je weiter er ging, desto mehr ähnelten die Spuren denen eines Stinktieres. Als er endlich in die Sumpfgegend kam, in der Chicago jetzt steht, sah er eine grosse Anzahl Stinktiere, aber er schoss keins, weil er befürchtete, seine Frau zu töten. Dieselbe war nämlich zur Strafe ihres Ungehorsams in ein solches Tier verwandelt worden. Seit dieser Zeit heisst jene Gegend Chicago oder Ort des Stinktiers.

* * *

Zehn Meilen oberhalb der Reservation der Pamunkey-Indianer in Virginien befindet sich am Pamunkey-Flusse eine Ansiedlung, welche Pipingtree heisst. Dieser Name ist folgenden Ursprungs: Einst kamen die Krieger des genannten Stammes mit den weissen Pionieren zusammen, um einen Vertrag abzuschliessen. Als dies geschehen war, besiegelten sie den Kontrakt dadurch, dass sie die Friedenspfeife miteinander rauchten. Dieselbe wurde später in einen hohlen Baum gesteckt. So oft nun die Ansiedler im Laufe der Zeit den Vertrag brachen, deuteten die Indianer auf jenen Baum und erinnerten sie an »pipe-in-tree«. (J. G. Pollard, The Pamunkey Indians of Virginia. Washington 1894.)

4.

Die Ureinwohner der Murray-Inseln haben eine merkwürdige Zählmethode. Netat heisst in ihrer Sprache eins und nets zwei. Für drei sagen sie netat-nets, also eins zwei; vier drücken sie durch nets-nets aus. Um höhere Zahlen auszudrücken, zählen sie von den Fingern an alle Körperteile und erreichen dadurch ihre höchste Zahl, 31 nämlich. Was darüber geht, wird einfach durch gaire (viele) bezeichnet.

* * *

Karl Heinzen schreibt in seinem Werke »Erlebtes« (S. 149. I. Bd. Boston 1864):

So angenehm und musikalisch die Laute der malaischen Sprache klingen, so bündig und prägnant sind zuweilen ihre Ausdrücke und Wendungen. Man höre und lese z. B. folgendes Liedchen voll Seele und Phantasie:

Satu duhwa!
Diga ampad,
Lima anam.
Pudju d'lapan?
Sembilan sapolu.

Ich hörte dies Liedchen von einem malaischen Mädchen singen, welches, ein kleines halbeuropäisches Kind auf dem Schoss, am Ufer des Jakatra im Schatten eines Pisang auf dem Grase sass. Obgleich ich noch nichts vom Malaiischen verstand, wurde ich doch durch das Liedchen wunderbar gerührt. Eine feststehende Melodie war nicht darin, aber es lag ein so schwermütiger Reiz in den Tönen und der Klang der Worte liess so vieles ahnen, dass ich alle Poesie, deren ich fähig war, in den Sinn des Liedchens zusammendrängte.

Später, als ich einige Studien im Malaiischen gemacht hatte, hörte ich dasselbe Lied wieder. Jetzt verstand ich seinen Inhalt und nur mit Mühe gelang es mir, es bis zu Ende zu hören. Es lautete — und ich werde es nie vergessen — in wörtlicher Uebersetzung folgendermassen:

Eins zwei!
Drei vier,
Fünf sechs.
Sieben acht?
Neun zehn.

Es war mir, als ob man mir ein russisches Bad gebe.

5.

Der Ausdruck »Uncle Sam« als personifizierende Bezeichnung für die amerikanische Republik ist jedermann

geläufig und wird gegenwärtig in allen möglichen Tonarten angewendet. Derselbe wird gewöhnlich damit erklärt, dass es eine scherzhafte willkürliche Umbildung des Namens United States sei. Fragt man aber, warum gerade der Name »Uncle Sam« und kein anderer aus den zwei Buchstaben U. S. gebildet wurde, so bekommt man in den seltensten Fällen die richtige Antwort. Denn nur die wenigsten Leute, sogar unter den eingeborenen Amerikanern, wissen, dass ein »Uncle Sam« wirklich gelebt hat und wie sein Name dem Vaterland übertragen wurde. Ein amerikanischer Schriftsteller, der freilich den ursprünglichen »Uncle Sam« nicht gekannt, wohl aber in seiner Heimat geboren ist, wo er manche mündliche Ueberlieferung von ihm gehört, erzählt, wie der alte Herr so zu sagen zum Schutzheiligen der Ver. Staaten wurde.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kamen zwei Brüder, Ebenezer und Samuel Wilson, noch blutjunge Leute, zu Fuss von der Stadt New York nach Troy am Hudsonstrom, wo sie eine Ziegelei gründeten. Die beiden wurden bald wegen ihrer Gemütlichkeit zu sehr beliebten Bürgern des jungen Städtchens; namentlich wurde Samuel von den Kindern sehr geliebt, denn sie machten sich häufig den Spass, seine langen Taschen zu durchwühlen, um darin Konfekt und selbstgemachte Spielsachen zu finden. Die Kinder vergötterten ihn einfach und benannten ihn »Uncle Sam«. Aus dem Kindermund also ist der Beiname »Uncle Sam« entstanden, und Samuel Wilson bekam bald keinen anderen Namen für sich zu hören. Die Ziegelei erwies sich als sehr rentabel, und bald waren die beiden Brüder im stande, das Geschäft aufzugeben und dafür eine grosse Schlächterei zu gründen.

Dieses Unternehmen gedieh auch vorzüglich, und im zweiten Kriege mit England erhielten die Gebrüder 1812 vertragsmässig die Lieferung von Rindfleisch für einen Teil der Bundesarmee. Der Kontrakt wurde so gewissenhaft ausgeführt, dass dem noch jungen »Uncle Sam« die Stelle eines Proviant-Inspektors durch die Bundesregierung angeboten wurde. Seinen neuen Pflichten kam er mit seiner üblichen Gewissenhaftigkeit nach, erwies sich als unbestechlich und zwang alle Lieferanten, gediegene Waren für die Armee zu schaffen. So kam es dann, dass die Offiziere und Soldaten bald in dem Zeichen »U. S.«, das »Uncle Sam« auf alle von ihm besichtigten und angenommenen Waren setzte, eine Bürgschaft für deren Güte sahen. Als nun junge Leute aus Troy, die »Uncle Sam« persönlich kannten, in die Armee eintraten und die Buchstaben »U. S.« auf den Waren sahen, meinten sie, ihr alter Freund habe die Anfangsbuchstaben seines Beinamens darauf gesetzt und nannten diese Waren »Uncle Sams Rindfleisch«, »Uncle Sams Brot« u. s. w. Die übrigen Soldaten machten es ihnen nach, und da sich die betreffenden Waren immer als ganz vorzüglich erwiesen, gewann die neue Bezeichnung den dementsprechenden Sinn. »Uncle Sams Waren« bedeutete also solide, gediegene Waren. In diesem Sinne verbreitete sich der Ausdruck von einem Regiment zum andern; die Soldaten verlangten überall nur »Uncle Sams« Proviant, und demgemäss sahen sämtliche Armeelieferanten einen Vortheil für sich darin, ihre Waren mit dem Zeichen »U. S.« zu versehen. Die Soldaten, ausser den wenigen aus Troy, hatten natürlich nichts von Samuel Wilson und seinem Beinamen gehört und hielten

die beiden Buchstaben für eine Abkürzung von »United States«, wie sie der wirkliche »Uncle Sam« verstanden wissen wollte. So wurde also durch Unkenntnis der Thatsachen aus seinem Beinamen die Personifizierung des Vaterlandes. Daraus entwickelte sich dann weiter die Redensart: »Uncle Sams Rindfleisch und Brot essen«, was einfach heisst: im Militärdienst sein, ein Ausdruck, der noch heute in Gebrauch ist. Samuel Wilson verbrachte seine alten Tage auf seinem Wohnsitze in Troy, wo ihn seine Nachbarn wegen des hohen Ansehens, in dem er bei ihnen stand, zum Friedensrichter erwählten.

6.

Garrick Mallery, Introduction to the study of sign language among the North American Indians. Washington 1880.

7.

Wie J. P. Mac Lean erzählt (S. 335 »A history of the Clan Mac Lean«), so wurden früher in Schottland beim Bauen der Klöster lebende Personen eingemauert, damit der Teufel die Mauern nicht einreissen konnte.

* * *

Das Einmauern eines lebenden Tieres oder Menschen in einen Neubau sollte demselben Haltbarkeit verleihen. Häufig half auch der Teufel dem Baumeister und verlangte dafür gewöhnlich dessen Seele. Dieser Glaube findet sich bei den meisten germanischen, romanischen und slavischen Völkern. In späteren Zeiten wurde dieses Bauopfer durch das Einmauern von Särgen symbolisiert.

Kindersärge fand man im Innern der Hamburger Stadtmauer, als diese 1819 niedergerissen wurde. In Hermannstadt geht die Sage, in einem Turme der Ringmauer sei ein Student eingemauert, um sie fest zu machen. In Rumänien ist die Sage allgemein verbreitet, dass in jedem Baudenkmal ein Mensch eingemauert sei, dessen Geist (stahie) darin umgehe. Heute noch pflegen die Maurer genannten Landes in das Fundament eines Gebäudes ein Schilfband zu legen, womit sie den Schatten eines Menschen gemessen haben. Jedem an einem Neubau Vorübergehenden wird daher zugerufen: »Gieb acht, man nimmt dir den Schatten!« Der Unglückliche muss, wie man glaubt, 40 Tage darnach sterben und sich in ein stahie verwandeln.

Zu den rührendsten rumänischen Volkssagen, welche sich auf das Einmauern eines lebenden Menschen bezieht, gehört die vom Kloster Argisch, welche V. Alexandri (»Ballades et chants populaires de la Roumanie.« Paris 1855) in der Form aufzeichnete, in welcher er sie von einem wandernden Volkssänger gehört hatte. Uebersetzt wurde diese Ballade von W. v. Kotzebue (»Rumänische Volkspoesie.« Berlin 1857), A. Franken (»Rumänische Volkslieder und Balladen.« Danzig 1889) und von J. K. Schüller (»Kloster Argisch, Urtext, metrische Uebersetzung und Erläuterung.« Hermannstadt 1858). Sie handelt von dem sagenhaften Baumeister Manoli, dem Schöpfer der bedeutendsten Bauwerke Rumäniens, welcher bei dem Bau des genannten Klosters, dessen Wände stets während der Nacht einstürzten, seine Frau zur Versöhnung der ihm feindlich gesinnten Mächte einmauerte.

Auch die Mauern der Festung Skadars oder Skutari, an denen 300 Maurer drei Jahre lang vergeblich beschäftigt waren, stürzten jede Nacht ein, bis die Geschwister Stojan und Stojana (vom Serbischen stojiti, stehen) eingemauert waren. (S. 78 I, Talvj, »Volkslieder der Serben.« Neue Aufl. Leipzig 1853.)

Ueber das Einmauern lebender Personen siehe Dr. F. S. Krauss, »Die Bauopfer der Südslaven«, Wien 1887, und F. Liebrecht, »Zur Volkskunde«, Heilbronn 1879 (S. 284—292).

8.

Unter den der Polygamie huldigenden Pima-Indianern war einst eine verheerende Seuche ausgebrochen und kein Medizinmann konnte Mokikanum, den Gott des Todes, besänftigen. Da beschlossen dann die Zauberer, sich auf drei Tage auf eine Prairie zurückzuziehen, dort zu fasten und dem Sonnengotte Tasotham Lieder zu singen. Am Nachmittage des dritten Tages zeigte sich plötzlich eine Herde Antilopen in ihrer Nähe. »Gott hat diese Tiere gesandt,« sprach ein Medizinmann, »lasst uns sie beobachten und thun, wie sie thun!« Bald darauf zogen sich die Antilopen wieder zurück und zwar so, dass jedesmal zwei dicht neben einander gingen.

»Die Lehre ist deutlich,« sagte nun der Medizinmann; »jeder soll sich von nun an mit einem Weibe begnügen; dies ist der Befehl des Sonnengottes und sobald wir demselben folgen, wird der Gott des Todes verschwinden!«

Seit dieser Zeit gaben die Pimas die Vielweiberei auf.

9.

Es ist von jeher in Amerika Gebrauch gewesen, schwere Verbrecher ins Jenseits zu befördern, ohne ihnen vorher einen Prozess zu gewähren. In unbesiedelten Gegenden gewährte bekanntlich früher das Gesetz wenig Schutz, da es meist an Leuten fehlte, um es auszuführen; deshalb sahen sich dann die Bürger gezwungen, geheime Vigilanz-Komitees zu bilden und die Missethäter ohne langes Federlesen an den ersten besten Baum zu knüpfen. Dies nannte man lynching.

Mit der Errichtung der Gerichtshöfe im Westen hat das »Lynschen«, wie man auf Deutschamerikanisch sagt, dort ab-, dafür aber im Osten vom Mississippi zugenommen. Von 1890 — 96 wurden in den Vereinigten Staaten 43902 Morde begangen; 723 Mörder wurden gesetzlich hingerichtet und 1117 gelynscht. Letzteres geschah hauptsächlich in den Staaten Georgia, Alabama, Mississippi, Tennessee, Louisiana und Texas.

Unter einem Lynschakt versteht man also die durch das Volk bewerkstelligte Hinrichtung eines Menschen, der sich nach allgemeiner Meinung eines Verbrechens schuldig gemacht hat, welches den Tod verdient. Lynchburg in Virginia beansprucht die Ehre, die betreffende Volksjustiz zuerst praktiziert zu haben und zwar während der amerikanischen Revolution.

Damals war das Land dünn besiedelt und die Tories und andere zum Orden der Halsabschneider gehörenden Banditen beraubten und töteten die zerstreut wohnenden Farmer nach Herzenslust. Oberst Charles Lynch von der Kolonialarmee organisierte damals eine Schutztruppe, fing die Missethäter ein und liess sie, nach-

dem er sich von ihrer Schuld überzeugt hatte, ohne weitere gesetzliche Formalitäten aufhängen. Seit dieser Zeit kam der Ausdruck »Lynch's law« in Gebrauch. — (Lynch's Bruder gründete die genannte Stadt in Virginia.)

Nach einer anderen Ansicht datiert der Ausdruck »Lynch's law« aus der Zeit Heinrichs VII. von England. In Galway (Irland) lebte damals ein Bürgermeister, namens James Lynch Fitzstephens, der zahlreiche Ehrenstellen bekleidete und wegen seines eisernen Willens, seines Unternehmungsgeistes und seiner strengen Unparteilichkeit allgemein bekannt war. Da Galway damals (1493) einen ausgedehnten Handel mit Spanien unterhielt und der Genannte dabei stark beteiligt war, so sandte er seinen ältesten Sohn dahin, um gewisse Geschäfte zu regeln. Dieser junge Mann war nun gerade kein Sittenheld; er verprasste die ihm anvertrauten Gelder in Spanien und machte dann überall Anleihen auf Rechnung seines Vaters, dessen Unterschrift er fälschte. Als er nach Hause reiste, begleitete ihn ein Spanier und da der Irländer befürchtete, dass sein Betrug enthüllt würde, so bestach er einige Matrosen, und diese warfen dann den unliebsamen Gast über Bord.

James Lynch Fitzstephens jr. wurde mit der Zeit ein wohlhabender Mann und stand in der Achtung seiner Zeitgenossen eben so hoch wie sein Vater. Letzterer erhielt nun eines Tages die Nachricht, dass ihn einer seiner Matrosen, der auf dem Sterbebette liege, zu sprechen wünsche. Der alte Bürgermeister eilte auch gleich zu ihm und erfuhr bei dieser Gelegenheit zum erstenmal, dass sein Sohn ein Mörder war. Schnell liess er denselben verhaften und da einige andere

Matrosen die Wahrheit der Aussage ihres todkranken Kollegen bestätigten, so sah sich der Bürgermeister, welcher auch zugleich der oberste Richter Galways war, gezwungen, seinen Sohn zum Tode zu verurteilen. Kein Mensch erwartete jedoch, dass dieses Urteil vollzogen werden würde.

An dem zur Hinrichtung bestimmten Tage versammelten sich die Bewohner der genannten Stadt vor dem Galgen, um den Sohn des Richters in Schutz zu nehmen; allein vergeblich. Der alte Bürgermeister sah sich schliesslich gezwungen, um der Wut des Pöbels zu entgehen, mit dem Mörder in sein Haus zu flüchten und die Thüre hinter sich zu verbarrikadieren. Der Pöbel, welcher glaubte eine Hinrichtung verhütet zu haben, schrie und jubilierte vor dem Hause; bald aber erschien auf dem Balkone der Richter mit seinem Sohne, legte diesem einen Strick um den Hals, stiess ihn dann hinab und liess ihn so lange in der Luft baumeln, bis er tot war.

Das massive Haus des Richters, welches die Inschrift »vanity of vanity, and all is but vanity« über einem Totenkopfe trägt, steht heute noch in der Lombardstrasse (gewöhnlich dead mans lane genannt) von Galway.

Der in Amerika noch heute bestehende Gebrauch, unliebsame Personen nackt auszuziehen und sie dann zu »teeren« und zu »federn« oder ihnen die »plumeopicean robe« anzulegen, soll nach allgemeiner Ansicht aus dem Revolutionskriege stammen, was jedoch auf Irrtum beruht. Schon Richard Löwenherz kannte ihn und hatte die Regel eingeführt, dass jedem Soldaten, der des Diebstahls

überführt worden war, der Kopf rasiert, mit Pech eingeschmiert und dann ein Federkissen auf denselben entleert werden sollte, damit er als Spitzbube leicht zu erkennen sei.

Als während des Unabhängigkeitskrieges die englischen Truppen unter General Gage die Stadt Boston besetzt hielten, liess Oberst Nesbitt sich keine Gelegenheit entgehen, die Amerikaner zu belästigen. Da nun die Landleute häufig in die Stadt kamen, um Jagdgewehre zu kaufen, so beredete Nesbitt einen Soldaten, einem solchen eine alte rostige Muskete zu verkaufen. Kaum war der Farmer, ein ruhiger, vom Gemüsebau lebender Mann, im Besitze derselben, da wurde er auch schon unter der Anklage, Waffen für verräterische Zwecke zu führen, verhaftet und nach der Hauptwache geführt. Am nächsten Morgen wurde er entkleidet, geteert und gefedert und dann auf einem Wagen zum allgemeinen Gaudium durch die Strassen bis zum sogenannten Freiheitsbaume (liberty tree) gefahren. Dieser Prozession ritt Nesbitt mit gezogenem Schwerte voran. Dreissig Grenadiere des 47. Regimentes nahmen daran teil und die Musik spielte den »Halunkenmarsch« (rogues march). Am Freiheitsbaume angekommen, wurden diese Helden jedoch von der entrüsteten Menge vertrieben und der arme Farmer erhielt seine Freiheit wieder. (P. 233 M'Fingal: an epic poem, By John Trumbull. With introduction and notes by B. J. Lossing. New York 1864.)

Von den vielen, von mir gesammelten Zeitungsnachrichten, welche sich auf das Teeren und Federn beziehen, will ich nur zwei, dasselbe Datum führende, mitteilen.

Hutchinson, Minn., 30. Juni 1898. Zwei Landstreicher baden sich hier in heissem Oel, um sich von dem Teer- und Federanzug zu befreien, den sie den Bürgern hiesiger Stadt verdanken. Beide hatten den Farmer Austin Cook um eine Mahlzeit gebeten und einer, welcher betrunken war, hatte dabei die Frechheit gehabt, Cook zu verfluchen, wofür er von diesem augenblicklich niedergeschlagen wurde. Da nun die Bürger wegen des kürzlich an Scherif Rogers durch Landstreicher begangenen Mordes noch sehr in der Aufregung sind, so ergriffen sie die beiden Kerle und teerten und federten sie gründlich.

Montrose, Mich., 30. Juni 1898. Dieser Platz befindet sich in grosser Aufregung darüber, dass der zwei Meilen von hier wohnende William Davis geteert und gefedert wurde. Dieser Davis fand vor einem Jahre bei dem Farmer William Bailey Beschäftigung, verliebte sich allmählich in dessen Frau und jagte den Ehemann zum Hause hinaus. Als dies die hiesigen Bürger erfuhren, eilten sie nach Baileys Haus, schlugen die Fenster ein, zerrten Davis aus dem Bette und teerten und federten ihn, während welcher Prozedur er beständig betete und seine Peiniger um Schonung ersuchte. Darauf wurde ihm eine Woche Zeit gegeben, diese Gegend zu verlassen.

* *
*

Die sogenannten Weisskappen, welche sich besonders zahlreich im Staate Indiana vorfinden, haben es hauptsächlich darauf abgesehen, den Weiberprüglern das Handwerk zu legen. Nachfolgend einige darauf bezügliche Zeitungsausschnitte.

Danville, Ind., 22. Juni 1899. Blutend, mit

Teer beschmiert und halb tot schwankte gestern abend James Briley von Rossville in die Polizeistation. Weisskappen hatten ihn so übel zugerichtet. Er erzählte, 12 junge Männer hätten ihn aus seinem Hause gerissen und an einen Stacheldrahtzaun gebunden. Sie trugen Masken, aber trotzdem erkannte er fünf von ihnen. Sie rissen ihm die Kleider vom Leibe, peitschten ihn und beschmierten ihn mit Teer, worauf sie ihn losliessen und ihm befahlen, augenblicklich die Gegend zu verlassen. Er wurde später von Bahnbeamten gefunden, von ihnen losgebunden und nach dem County Hospital in Danville gebracht. Unter den Weisskappen befanden sich, wie es heisst, die bekanntesten Bürger von Rossville. Der Staatsanwalt ist aufgefordert worden, eine Untersuchung des Vorfalles vorzunehmen.

Wie ein früherer Bewohner von Rossville sagt, ist Brixley deshalb so schlecht behandelt worden, weil er seine Frau schlug und nicht für seine Familie sorgte.

Corry, Pa., 16. April 1899. Heute erst erreichte diese Stadt die Kunde von einer Gewaltthat, wie sie abscheulicher wohl selten in West-Pennsylvanien begangen worden. Henry Johnson, ein etwa 40 Jahre alter Mann, der zu West Spring Creek, 10 Meilen südlich von hier gelegen, wohnt, wurde Donnerstag früh von vermummten Leuten aus seinem Heim in den nahen Wald geschleppt, völlig entkleidet und nachdem man ihn an einen Baum gebunden, so lange mit Peitschenhieben traktiert, bis ihm das Fleisch buchstäblich in Fetzen vom Körper hing. Dann legten sie Johnson auf die Erde und überliessen ihn seinem Schicksal. Es gelang ihm, auf Händen und Füssen sein Heim zu erreichen, und obwohl er

schwer verletzt ist, steht seine Wiederherstellung nicht in Frage. Man vermutet, dass Nachbarn, die Johnson häufig gewarnt, seine Gattin nicht mehr zu prügeln, es waren, die so ihr Mütchen kühlten.

* * *

Der im Staate Kentucky existierende und 3 000 Mitglieder zählende Geheimbund der »Mules« (Maulesel) wurde kurz nach dem Bürgerkriege zu dem Zwecke gegründet, um den Pferdediebstählen Einhalt zu thun. Nur die zuverlässigsten Farmer gehören demselben an; sie haben bereits zahlreiche Räuberbanden zersprengt und auch schon manches Mitglied derselben vom Leben zum Tode befördert oder dem Gefängnis überliefert.

* * *

Der Ursprung der Mafia ist in Sizilien zu suchen. Es mag sein, dass diese Gesellschaft schon viele Jahrhunderte alt ist, doch haben sich die Mitglieder derselben erst seit ungefähr 60 Jahren durch Raub, Verleumdung und Mord bemerklich gemacht. Einem Artikel im »Italo-Americano«, der in New-Orleans, Louisiana, erscheinenden italienischen Zeitung, entnehmen wir folgendes:

Vor 8 oder 9 Jahrhunderten lebten auf Sizilien zwei sich stets bekämpfende Völkerschaften, nämlich die Sarazenen und die Italiener, deren ewigen Streitigkeiten durch die Vertreibung der ersteren ein Ende gemacht wurde. Die Sarazenen wurden damals von den Italienern gewöhnlich mafins genannt, welcher Spottname dem arabischen mafisch (nein) entstammt. Daraus bildete sich mit der Zeit das italienische Eigenschaftswort mafiosa und das Hauptwort mafia. Später wandte man die Be-

zeichnung mafia auf jede Verbindung an, welche gegen die obrigkeitlichen Verordnungen auftrat.

* * *

Ueber die Camorra ist bereits viel geschrieben worden, aber vom Gesichtspunkte der Kinderkriminalität aus hat man sich noch wenig mit ihr beschäftigt. In der »Vita Internazionale« versucht Herr Giulio Caggiano diese Lücke auszufüllen. Neapel wimmelt von Gassenbuben und Mädchen, deren Eltern noch niemand entdecken konnte. Tag und Nacht wandern sie durch die Strassen, zerlumpt, ausgehungert. Es sind Camorristen in der Knospe. Wenn die Alten des grossen Verbrecherbundes plötzlich verschwinden würden, würde die ganze Gaunergesellschaft sofort durch diese junge Brut ersetzt werden. Es giebt thatsächlich zwei Camorras, die der Grossen, und jene andere, die die Polizei kaum kennt, obwohl sie mindestens ebenso geschäftstüchtig und ebenso gut organisiert ist, wie der Geheimbund der erwachsenen Verbrecher. Es ist eine wahre Miniaturausgabe einer verkommenen Gesellschaftsklasse mit einem ganzen mündlich überlieferten Codex, der sicherlich mehrere Jahrhunderte alt ist. Paragraph 1 dieses Gesetzbuches erklärt, dass »die ungeformte schöne Gesellschaft den Zweck hat, alle Genossen, welche Mut haben, zu vereinigen, damit sie gegebenenfalls sich moralisch und materiell unterstützen können«. Um aufgenommen zu werden, muss man eine »Heldenthat« vollbracht haben, mit anderen Worten, man muss gezeigt haben, dass man den Anblick des Blutes nicht fürchtet, das des anderen ebenso wenig wie das eigene, das bei der »Operation« (Tätto-

wierung) herniederrieselt. Dann wird man zum »Giovinotto Onorato« proklamiert. Die anderen Rangstufen sind die des »Piccinotto« und des »Capintesta«. Der »Capintesta« ist natürlich Bandenhäuptling. Er spricht Recht unter den Genossen. Die einzige Strafe für Verrat ist blutige Wiedervergeltung. Paragraph 24 der Statuten lautet: »Wer den Befehl erhält, die ‚Taxen' einzusammeln, muss diese vollständig und ungekürzt seinen Vorgesetzten abliefern. Den vierten Teil der Summe erhält der ‚Capintesta', der Rest fliesst in die Gesellschaftskasse und wird gewissenhaft an die aktiven Genossen, die Kranken und diejenigen, welche als Opfer der Regierungswillkür eine Strafe verbüssen, verteilt.« Die »Taxe« ist ein Zins, den die kleinen Kutscher, Schiffer, Obsthändler, Blumenmädchen an die Camorra zahlen, um nicht belästigt zu werden; sie ist gewissermassen eine Kopfsteuer dieser »Ehrenmitglieder«. Wie alle Leute aus der Hefe des Volkes, haben die Camorristen eine Leidenschaft für Tättowierungen. In den Krankenhäusern von Neapel werden zahlreiche Vagabunden beider Geschlechter, Buben und Dirnen von 10 bis 15 Jahren, behandelt, die aui dem ganzen Körper auf Blutgier hindeutende und obscöne Malereien haben. Die Gaunersprache der jungen Camorristen ist bilderreich. Ein Gerichtspräsident heisst eine »Krone«; ein Polizei-Inspektor ist ein »Kalabreserhut«; ein Diebstahl ist ein »Totenkopf«; eine Liebeserklärung heisst »Citronenbaumblatt«; eine Geliebte wird »Madonna« genannt. Die Mitglieder der Camorra der Erwachsenen nennen die Mitglieder des Jugendbundes »Guapi«. Dieses Wort, das auch auf dem Pariser Pflaster gut bekannt ist, stammt offenbar aus der Zeit der spani-

schen Herrschaft in Neapel. Im Spanischen heisst »guapo« schön gekleidet, tapfer, stattlich.

10.

»Ein Rundgang um die Grenzen meiner Vaterstadt Klingenberg am Main in Unterfranken, Bayern, zum Zwecke der Aufsuchung der Grenzsteine, ist mir aus meiner Knabenzeit besonders im Gedächtnis geblieben, zumal eine lange Reihe von Jahren vergehen, ehe sich der Vorgang wiederholt, und derselbe dadurch für uns Jungen eine ganz besondere Festlichkeit war.

Mit dem Herrn Bürgermeister, den Gemeinderäten und Geometern, nebst einem Wagen mit Esswaaren und Wein beladen, zogen wir des Morgens in aller Früh nach altem Gebrauche aus, über Berg und Thal, durch Wald und Flur, wobei wir Jungen immer voraus mussten, um die Steine zu suchen. Hatten wir einen entdeckt, so wurde Halt gemacht. Dann untersuchte der Herr Bürgermeister das Zeichen, konnte es aber in den meisten Fällen wegen des Staubes nicht genau besehen, weshalb ein Junge erst den Staub hinwegblasen musste. Sobald er es that, schwups! erhielt derselbe eine Dachtel auf den Kopf, dass seine Nase Bekanntschaft mit dem Grenzsteine machte. Zu unserem Gaudium fand sich aber immer wieder ein Dummer, der dem Herrn Bürgermeister den Gefallen that und den Staub fortblies. In der Zwischenzeit wurde ordentlich gegessen und getrunken, und am späten Abend kamen wir zwar müde, aber vollgestopft und weinselig nach Hause. Den nächsten Rundgang wird wohl eine andere Generation gemacht haben.«

(Mitteilung des Postbeamten L. Sickenberger in Evansville, Ind.)

11.

Ein altes, noch nicht widerrufenes, aber auch nicht befolgtes Gesetz des Staates Maryland schreibt vor, dass ein der Gotteslästerei schuldiger Mensch 20 Pfund Sterling Strafe zahlen und dass ihm ausserdem die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstochen werden solle. Im Wiederholungsfalle wird ihm der Buchstabe B (blasphemer) auf die Stirn gebrannt und er muss die doppelte Summe zahlen. Im dritten Falle wird er ohne geistlichen Beistand vom Leben zum Tode gebracht.

Nach einem noch in Virginien bestehenden Gesetz wird jeder, der sich ohne genügende Entschuldigung während eines Monates nicht in der Kirche blicken lässt, um 50 Pfund Tabak gestraft. Klatschweiber sollen laut Gesetz dreimal in einen Teich getaucht werden. Natürlich sind derartige Vorschriften längst zum toten Buchstaben geworden.

* * *

Durch das Reglement sind grausame Strafen in der amerikanischen Armee zwar abgeschafft, allein die Aufrechterhaltung der Disziplin erfordert nicht selten die Anwendung heroischer Mittel. Dies ist namentlich im Felde der Fall, wo keine Arrestlokale zur Verfügung stehen. Eine der gewöhnlichsten Strafen im Felde bildet der sogenannte »spread eagle«. Der Delinquent wird auf den Erdboden gelegt und seine ausgestreckten Arme sowie Beine an Pfosten gebunden. Einige Stunden in dieser Position genügen, um auch den widerspenstigsten Burschen mürbe zu machen. Eine andere Strafe besteht darin, dass dem Uebelthäter ein Stück Holz quer in den

Mund gesteckt und mit einer Schnur um den Hals festgebunden wird. Das Aufhängen an den Daumen kommt auch noch vor, doch seltener als die anderen Strafen.

* * *

»Unsere Altvordern waren fleissig in der Erhaltung guter Zucht und in Anwendung heilsamer Strafen, die jedoch nach heutiger Anschauung ziemlich barbarisch erscheinen. Wenn zwei Gesellen wegen falschen Spiels 1434 ertränkt werden, wenn 1471 Lienhart Sailer wegen Schwörens an den Pranger am »Hohen Hafen« ausgestellt und dem Spott und den Beleidigungen des grossen Haufens ausgesetzt wird, wenn 1495 Jörg Fund wegen »Schwören in die heil. Dreifaltigkeit« mit der Zunge an den Pranger geheftet und auf 10 Jahre verbannt wird, wenn wegen Unzucht 2 Männer 1464 verbrannt werden, wenn der Scharfrichter für Ohrabschneiden, Auspeitschen mit Ruten und Augenausstechen je 5 Schilling Bezahlung erhält, einer Witwe 1452 wegen Diebstahls die Ohren abgehauen und sie auf ewig verbannt wird, dem Peter Halbegli 1454 wegen Besudelung der Kleider anderer die Augen ausgestochen und er lebenslänglich verbannt wird, wenn 1550 Verene Troll wegen Blutschande und Kindesmords lebendig begraben, ihr Bruder aber gerädert und mit dem Stricke zu Tod gewürgt wird, 1429 Konrad Stabützlin wegen desselben Vergehens lebendig begraben, ihm aber ein Pfahl durch den Leib geschlagen wird, wenn wegen Verrats, Mords, Raubs, Aufruhrs, Zauberei, Vergiftung die Justiz mit Foltern, Rädern, Verbrennen, Köpfen, lebendig Einmauern und Begraben, Hand-, Ohren-, Nasenabschneiden, Augenausstechen und Ertränken so-

gleich bei der Hand ist, so scheint die Wohlfeilheit dieser Strafarten dabei keine kleine Rolle gespielt zu haben.«

(S. 65 J. Laible, Geschichte der Stadt Konstanz. Konstanz 1896.)

* * *

»Das Perlenfischen, womit die Spanier die arme Leute in Indien plagen, ist die allergreulichste und mühseligste Arbeit, die man nur erdencken mag, und noch viel schwerer als in denen Gold-Gruben. Darzu werden die Stärcksten gebraucht. Diese müssen den gantzen Tag, vom Morgen biss zu spätem Abend, unter dem Wasser seyn, und Perlen-Muscheln auffsuchen, drey, vier, auch fünff Klafftern tieff, ohne einige Rast und Ruhe, wenn sie hervor schiessen, müssen sie ihre Netzlein voll solcher Meer-Schnecken haben, dass sie ein wenig verschnauben und Athem holen. Bey ihnen hält stets ein hispanischer Hencker, in einem Schifflein, und so die armen Leute ein wenig zu lange oberhalb dem Wasser bleiben, zu ruhen, ist er bald da, stöst oder zeucht sie beyn Haaren wiederumb ins Wasser, damit sie weiter fischen sollen. Ihre Speise sind Fische, und gemeiniglich diese Meer-Schnecken, so die Perlen haben, und ein ärmliches Brod darzu, und sie bekommen nicht so viel, als sie essen wollen, sondern nur, dass sie das elende Leben erhalten.

Die Betten, worauff sie liegen, sind, dass man sie mit den Füssen in den Stock leget, damit sie nicht entlauffen. Es kommet offt, dass sie ersauffen über so schwerer Arbeit, wenn sie krafftlos werden, oder es erschnappen sie die Tuberones und Maroxi, welches Arten

sind von Meer-Wundern, die einen gantzen Menschen zerreissen und aufffressen. Die stete Kälte dringet ihnen durch Marck und Bein, und sterben gemeiniglich, dass sie Blut ausspeyen, welches kömmt vom Enge umb Brust, wenn sie so lange den Athem an sich halten müssen. Ihre Haare, die sonst von Natur schwartz, ändern sich bey solcher Arbeit, und sehen aus, als wären sie Feuer-roth, und verbrannt, wie die Haar an den Meer-Wölffen. Auff den Achseln wächset ihnen Salpeter, und sehen aus wie die Meer-Wunder, und gar eine andere Art von Menschen.«

(S. 768. Ziegler.)

* * *

»Den Marcum Attilium Regulum haben seine grausamen Feinde in ein höltzernes Fass so mit spitzigen, und inwendig weit hervorragenden Nägeln beschlagen, eingespündet, nachdem sie ihm zuvor die Augbrawen abgeschnitten. Dieses Fass waltzten sie ohne Unterlass herum, biss die scharffen Stacheln den tapfern Regulum gantz zerfleischten, und er durch stetes Wachen und unaufhörliche Schmertzen ertödtet wurde.«

S. 285. Ziegler.

12.

»In den Niederlanden war ein Vornehmer von Adel, der grosse Güter und Reichthum hatte, dieser, als er auf der Jagt war, sahe, dass ein reisender Kauffmann sich zu seinen Leuten gemacht, mit denselben unterwegens in ein Gespräche eingelassen, und diesen Herrn für sehr glücklich geschätzet hatte, als der so wohl bedient, so ge-

waltig begütert, und in grossem Ansehen lebe. Als nun dieser Herr zu wissen begehrte, was doch der Kauffmann so fleissig mit seinen Leuten rede; bekam er Nachricht, wie er sich über ihn meistens verwundere, und gross Wesen von seiner Glückseligkeit mache. Der vom Adel wandte sich zu dem Kauffmann, ihn freundlichst einladend, dass er mit ihm, in sein nicht sonders entferntes Schloss, einkehren, und bey ihm über Nacht bleiben wolle. Dessen hat sich nun der Kauffmann höchstens bedancket, so grosse Ehre mit höchster Höflichkeit angenommen, und ist mit geritten. So bald man in das Schloss kam, waren eine grosse Anzahl Diener, ja die adeliche Frau selbst, gleich da, und begleiteten ihren Herrn, nebst dem Gaste, in möglichster Dienst-Erweisung und Aufwartung, zur Taffel-Stube. Man sitzet zu Tisch, träget tapffer auff. Der reiche und vornehme Herr bezeiget sich sehr freundlich gegen dem Kauff-Herrn, der sich lustig machet, und ie länger ie mehr in der That zu erfahren meinet, dass dieser Herr dem Glück, und allem Wohlwesen im Schoosse sitze.

Aber, da zu Ende der Mahlzeit ein verdecktes Essen dargebracht ward, befand der gute Kauffmann, dass es viel anders um diesen Herrn stehe, als er sich bissher eingebildet, denn als dieses Schau-Essen aufgedecket ward, lag darinn ein langbärtiger Manns-Kopff, gleichwohl bester massen balsamiret. Darüber sonderlich die Gemahlin, wie nicht weniger auch der Gast selbst hefftig erschrocken; und weil alle Lust, ferner was anzurühren, vergangen, als ist man auffgestanden. Der Kauffmann wünschte sich ferne davon zu seyn; wurde aber von dem Herrn selbst zu seinem Nacht-Lager, in

ein herrliches mit Tappecerey geziertes Zimmer begleitet. Nachdem der Herr gute Nacht gewünschet, und hinweg gegangen war, siehet der Kauffmann einen schönen Teppich an, hebt denselben etwas auff, damit er ihn, weil er sich darauff wohl verstund, recht betrachten möge, erblickte aber unter lautere Waffen u. Gewehr einen todten balsamirten Cörper, darüber er von Erschreckens des Todes seyn mögen; denn er bildete ihm nicht anders ein, als dass er in ein Mörder- oder Raub-Hauss gerathen sey, kunte die Nacht über keine Ruhe haben, sondern befürchtete alle Augenblicke, wenn man ihn überfallen, niedermachen und ermorden werde.

Gleichwohl, als er den lieben Tag, ohne eintzigen Schaden erwartet, eilte er mit Freuden dem Ross-Stalle zu, willens, davon zu reiten, und Gott zu dancken, dass er davon komme: Aber der Edelmann passete mit seinen Dienern auff, begehrte, der Gast solte nicht so eilen, er müste zuvor ein Frühstück mit ihm einnehmen, welches auch schon in Bereitschafft und fertig da stünde. Dem Kauffmanne wars nicht um das Essen, wolte lieber fort, und entschuldigte sich zum besten. Wohlan, sprach der Edelmann, ich mercke es schon, woran es dem Herrn fehlet, hat sich gleichwohl gar nichts zu befürchten, noch einiges Bedencken zu tragen, dass er bey mir verziehen solte. Denn was er gestern über der Tafel, und auch wohl in seiner Schlafkammer zu sehen bekommen, ist nur dahin gemeinet, dem Herrn die opinion, die er von mir geschöpffet, zu benehmen, und zu zeigen, dass ich keines weges so glückselig bin, als es vor frembds scheinet. Denn der langbärtige Kopff ist eines Ehebrechers, den ich bey meiner Frau auff der bösen That

erwürget, welchen die Ehebrecherin täglich über Tische sehen, und sich schämen muss. Den Leichnam, den der Herr ohne Zweifel unter dem Gewehre in seiner Schlafkammer erblicket, ist meines Bruders Sohn, den des Ehebrechers Bruder, weil er an mir selbsten sich nicht rächen können, erschossen. Ich und selbiger gehen einander auff Leib und Leben nach: Damit ich mich aber zu mehrer Rachgier aufffrischen möge, gehe ich alle Tage in das Zimmer, wo der Herr logiret gewesen, ziehe den Teppich hinweg, fasse meines lieben Vetters Leiche wohl, und so lange in die Augen, biss ich verspüre, dass mein Hertz in Rache entbrandt, und begierig worden, den Mörder allenthalben zu verfolgen. Der Herr reite nun hin und sage sein Tage von keinem mehr, dass er so glücklich sey. Weil doch niemand weiss, wo dem andern der Schuh drücket.«

S. 919. Ziegler.

13.

»Ist noch ein redlicher Bluts-Tropffen bey den Eltern, derer Kinder Unzucht begangen, so grämen sie sich fast in die Grube hinein. Man höre nur, was Weitgereisete von den Arabischen Mahometanern erzehlen:

Wenn ihnen eine Tochter durch Unehre schwanger worden, und man den Thäter weiss, so pfleget deren Vater ein paar Abgeordnete zu jenes Vater zu schicken, und lässet ihm sagen: Euer Sohn hat dies gethan, daher werdet ihr das andere schon wissen, was mit ihm zu thun sey, und wir werden dasjenige mit unserer Tochter auch thun, wird es denn aber nicht geschehen, so kündigen wir euch eine unsterbliche Feindschafft an. Wenn

nun der Gegentheil das freundlich annimmt, so spricht er: Ja, wir wollen thun, was die Gerechtigkeit mit sich bringet.

Also nehmen beyde Theile ihre Kinder, und führen sie selbst hinaus auffs Feld, wo sie schon zwo Seulen in die Erde eingraben lassen, daran werden beyde Personen, die einander beschlaffen, gantz nackend und bloss gebunden, und die beyde Eltern fangen an, um sie herumb zu tantzen, denen das Geschwister, diesen aber andern Freunde und Blutsverwandten folgen, die ordentlich, als wie zu einem Gastgeboth oder Hochzeit geladen worden. Unter wehrendem Tantz fängt der Vater an, und gibt seinem Kinde mit dem blossen langen Messer, das er in seiner Hand hat, einen Stich in den Leib, die andern folgen fleissig mit ihren Messern nach, und treiben diesen grausamen Mord-Tantz so lange, biss die armen Sünder todt seyn, und sie also vermeinen, dass ihre verlohrene Ehre wieder erlanget, und der Schandfleck mit ihrer Kinder und Geschwister Blut abgewaschen worden.«

S. 660. Ziegler.

14.

»Auch kam einigemale der gerichtliche Zweikampf vor, der als Gottesurteil von der Kirche gebilligt wurde. 1432 am 31. Juli kämpften in Gegenwart der Obrigkeit innerhalb aufgerichteter Schranken auf dem Brüel Hans Riem und Hans Ratenberg miteinander. Ersterer hieb letzterem den Arm ab, tötete ihn, kniete nieder und dankte Gott für den Sieg, worauf er frei hinweg ging. Der naive Chronist berichtet, dass eine Frau, die wider

das Gebot dem Kampfe zuschaute, bald darauf ein Kind mit nur einem Auge geboren habe.«

(S. 65. J. Laible, Geschichte von Konstanz. Konstanz 1896.)

15.

Sieben oder acht Meilen südöstlich von Norwich, Conn., liegt inmitten der Ansiedlung Ledyard das von Quäkern bewohnte Quäkertown. Der Boden ist dort nicht besonders fruchtbar, die fleissigen Bewohner wissen ihm jedoch trotzdem gute Erträge abzuringen. Seit einem Vierteljahrhundert ist Quäkertown der Wohnort der grössten Erdbeerenzüchter Süd-Neuenglands. Und grössere, schönere und süssere Erdbeeren wie in Quäkertown wachsen nirgends mehr in der Welt.

Mit der Erdbeerenernte beginnt für Quäkertown eine rührige, fröhliche Zeit. Schon mit Sonnenaufgang ziehen Frauen und Mädchen hinaus zur Einheimsung der köstlichen Frucht. Man schüttet die gepflückten Erdbeeren in grosse Körbe, in denen sie nach einem kühlen Hause geschafft werden, wo ein geschickter Sortierer die Früchte in ein Quart haltende Körbchen liest. So bringt man am nächsten Morgen in aller Frühe die Beeren auf den Markt nach Norwich, Mystic oder New London.

Ganz Ledyard ist eigentlich ein grosser Erdbeerengarten, doch die Quäker ziehen die meisten dieser Früchte. In Quäkertown gilt derjenige als arm, der nicht mehr als einen Acker Erdbeerenlandes sein eigen nennt. Wer fünf Acker besitzt, gehört schon zu den Reichen. Selbstverständlich vermag eine einzelne Familie, und wenn sie noch so zahlreich ist, die Erdbeeren von einer

ünf Acker grossen Fläche nicht allein zu pflücken. Aus diesem Grunde laden die Erdbeerenzüchter zur Ernte die Jünglinge und Mägdelein der angrenzenden Ansiedlungen ein. Fröhliches Lachen und Scherze beleben dann die Arbeit und nicht selten treibt Cupido mit siegreichem Erfolge sein Werk. Einen Beweis dafür bilden dann die Klänge der Hochzeitsglocken, die nach der Erdbeerenernte in jener Gegend häufiger zu erschallen pflegen als in anderen Jahreszeiten.

* * *

Die Eingeborenen am Cape Cod wissen nicht, ob sie die Fische, von denen das Kap seinen Namen hat, oder die Preisselbeeren höher schätzen sollen. Beide tragen ungefähr gleich viel zum Unterhalte der Bewohner bei, und jene Beerenfrucht ist auch das einzige Essbare, was die Gegend hervorbringt oder je hervorgebracht hat. Eine grosse Preisselbeeren-Marsch ist sowohl in der Blütezeit, wie auch nach dem Reifwerden der Beeren ein wunderschöner Anblick, und die Fremden, welche im Sommer nach Cape Cod kommen, sind ganz entzückt von der Blütenpracht des an sich trostlosen Sumpfbodens. Im Spätherbste aber kann man meilenweit die roten Beeren, welche um diese Zeit nur sehr wenig durch Blätter versteckt sind, in der Sonne schimmern sehen, wie Millionen Korallenkügelchen. Dann schmücken sich auch die Mädchen die Kleider und das Haar damit, und es beginnt ein grossartiges geschäftliches Leben.

Hier muss die Preisselbeere für manches herhalten, ja sogar als Hausheilmittel wird sie in sehr vielen Fällen gebraucht und von Aerzten anerkannt.

Die Cranberry-Zucht im Staate New Jersey ist ebenfalls sehr bedeutend; hier bietet aber die Ernte ein ganz anderes Bild, und zwar ein malerischeres. Hier wird die eigentliche Arbeit weniger von gesetzten, wortkargen Eingeborenen mit Weib und Kind verrichtet, als vielmehr von einer zu diesem Zwecke zuziehenden, gemieteten (oder auch auf eigene Hand, wie in der Wildnis) beerenpflückenden Menschenklasse, die ein buntgewürfeltes Ganzes von Italienern, Farbigen und so weiter mit ihren Frauen bildet. In den meisten Fällen ist dies die einzige ernste Arbeit, welche die Zuzügler im ganzen Jahre sich leisten. Die Geselligkeit darf dabei auch während der Arbeitsstunden nicht zu kurz kommen. Da wird gescherzt und gelacht, und oft unterbrechen die Männer ihre Arbeit, setzen sich hin und spielen oder zechen, während die Weiber ihre Klatschgruppen bilden. Ob sie dadurch etwas weniger verdienen, das macht ihnen nicht viel aus. Ein Verdienst von $ 2.50 die Woche pro Person gilt schon für ganz annehmbar.

Das Schlimmste an der Arbeit ist das viele Bücken. Manche haben sich über die Kniestücke der Beinkleider einen Lederbesatz gemacht, so dass sie sich viel auf den Knieen herumbewegen können und sich selten zu erheben brauchen. Man pflückt die Beeren in Eimer oder Körbe, welche man am Halse hängen hat, und sobald ein solcher Behälter voll ist, wird er in einen grossen Holzkasten entleert. Im allgemeinen arbeiten die Männer besser und systematischer als die Frauen; doch bringen letztere am Schlusse der Saison gewöhnlich mehr Geld heim, weil sie nicht so viel davon unter der Zeit durchbringen.

16.

Die Holzfäller von Minnesota, Wisconsin und Michigan lieben Schnee; derselbe soll früh im Herbste fallen und recht lange liegen bleiben, da er den Transport der Stämme erleichtert. Während dieser Saison wohnen die Holzhauer zu je 20 bis 25 in Camps, die bereits im Frühherbst im Walde errichtet werden und aus zwei bis vier Blockhäusern bestehen. Die grössten dieser Blockhütten bilden das als Wohnung für die Holzfäller bestimmte Haus, sowie der Stall, welcher geräumig genug ist, um 20 bis 25 Pferden oder Ochsen Unterkunft zu gewähren. Ersteres ist ein langes, niederes Gebäude, mit wenigen Fenstern und einer einzigen Thür. Es besteht aus einem Gefüge von Stämmen, die an Ort und Stelle gefällt wurden. Ein Dach aus Pech verwehrt Schnee und Regen den Eingang. An den Seiten des Innenraumes, dessen Fussboden roh zugehauene Stangen bilden, sind Bretterverschläge angebracht, deren Seiten Bänke einnehmen. Ein oder zwei Tische, sowie einige roh angefertigte Stühle bilden das sonstige Mobiliar dieser »bunks«. Ein grosser Ofen in der Mitte des Raumes sorgt für Erwärmung. Kiefernzweige vertreten die Stelle der Matratzen, als Bett dienen dem Holzfäller eine oder zwei Decken. Fühlt er das Bedürfnis nach einem Kissen, so stopft er sich einen Getreidesack mit Fichtennadeln voll und schiebt ihn sich unter den Kopf.

Für die leiblichen Bedürfnisse der Holzhauer sorgt ein Koch mit einem Gehilfen, welche in einer Küche mit einem grossen Ofen, einigen roh gezimmerten Stühlen und langen Brettertischen ihres Amtes walten. Tischtücher und Servietten hat man hier ihres Dienstes ent-

bunden; als Essgeräte dienen, ausser Messern und Gabeln, Zinnteller und Zinntassen. Im Vorratsraum sieht man neben eingesalzenem Schweinefleisch und eingesalzenem Stockfisch, Fässer voll Syrup, Mehl, getrockneten Aepfeln, Säcke voll Rosinen, Reis, Kaffee, Bohnen u. dergl. Gebackene Bohnen und Schwarzbrot bilden fast ausschliesslich das Frühstück. Jeden Nachmittag um drei Uhr beginnt der Koch mit den Vorbereitungen für das kommende Morgenmahl. Ausserhalb des Hauses befindet sich das von Steinen eingefasste, sechs Fuss tiefe »Bohnenloch«. Für eine oder zwei Stunden hat in demselben ein gutes Holzfeuer gebrannt, und wenn die Kohlen rotglühend sind, wird der eiserne, etwa zwei Bushels enthaltende Bohnenkessel in das Loch gestellt. Der Kessel ist mit Bohnen und Stücken gesalzenen Schweinefleisches gefüllt, in die Mischung sind Syrup und etwa eine Gallone Wasser gegossen. Der Kessel wird dann dicht verschlossen, um am anderen Morgen, noch ehe das Sternenlicht zu verbleichen beginnt, aus dem Loche gehoben zu werden. Die Hitze, welche sich den die Vertiefung umgebenden Steinen mitgeteilt, hat die Bohnen gut durchgekocht.

Sonstige Speisen, mit denen die Holzfäller ihren sterblichen Menschen erquicken, sind Bohnensuppe, heisse Bisquits und heisses Brot mit getrocknetem Apfelmus, Pfefferkuchen u. s. w. Gekochter Reis mit Rosinen bildet ein Leibgericht am Sonntage. Ihre freie Zeit pflegen sich die Holzhauer mit Rauchen, Musizieren und Kartenspiel zu vertreiben. Abends ein halb neun Uhr geht es zu Bett, denn die fleissigen Männer haben sich schon wieder bei der Arbeit zu befinden, sobald die

Sonne die Spitzen der höchsten Fichten zu vergolden beginnt.

Die Holzfäller sind bei ihrer Arbeit in Sektionen eingeteilt. Während die einen das Fällen und Zersägen der Bäume besorgen, sind die anderen mit dem Fortschaffen der ihrer Aeste entledigten Stämme beschäftigt. Letztere werden auf sogenannten Schleppen nach den Aufstapelungsplätzen gebracht und von dort auf Schlitten nach den Rollwegen befördert, welche sich am Ufer eines Flusses befinden. Hier lässt man die Stämme in den mit Eis bedeckten Strom rollen. Von der Wucht des Falles wird das Eis durchbrochen, und die Stämme bleiben bis zum Frühjahre im Flusse liegen, zu welcher Jahreszeit das Hochwasser sie dann abwärts nach den Sägemühlen führt.

17.

Die Mondscheinler oder die geheimen Schnapsbrenner der Blue Ridge Mountains im westlichen Nord-Carolina sind ein so merkwürdiges Volk, wie man es in ganz Nordamerika kaum mehr antrifft. Nach der Ueberlieferung stammen sie von einem Transport englischer Verbrecher, welche etwa 50 Jahre vor dem Unabhängigkeits-Kriege herübergebracht wurden, angesichts der Küste meuterten und, nachdem sie die Bemannung des Schiffes erschlagen, nach dem Lande entflohen und sich ins Innere der Kolonie Nord-Carolina zurückzogen. Eine Zeit lang führten sie hier das Leben von Wegelagerern und Räubern, bis die Obrigkeit kräftig genug wurde und sie in die Berge trieb. Dort liessen sie sich in den Thälern nieder, gründeten elende Heimstätten und ver-

mehrten sich; denn auch Weiber hatten sich unter den Sträflingen befunden. Gesetze haben sie eigentlich nie anerkannt; erst in der dritten Generation schlossen sie der Form nach Heiraten, doch wurde das Institut der Ehe für sie in keiner Weise bindend. Sie tauschten häufig ihre Frauen und thun es zum Teil heute noch. Die Männer beschäftigten sich mit der Jagd, die Weiber und Kinder bebauten das Feld, aber die allgemeine Arbeit ging nicht über die Anstrengung, welche die Gewinnung eines kärglichen Lebensunterhaltes erfordert, hinaus.

Die Zeit hat natürlich einen gewissen Einfluss auch auf sie gehabt; im grossen und ganzen jedoch sind Sitten und Lebensweise der Blue Ridge-Mondscheinler die gleichen wie vor 100 Jahren. Selbst ihre Sprache zeigt deutlich das Gepräge des vergangenen Jahrhunderts. Männer und Weiber tragen primitiv zugeschnittene Gewänder aus selbstgesponnenem Zeug und trennen sich von denselben erst, wenn sie in Fetzen zerfallen. Ihre Möbel wie auch ihre Hütten werden durch Holznägel zusammengehalten. Ein oder zwei Betten, ein paar roh gefügte Stühle und Bänke, ein Pappelblock als Tisch, das alles in einem einzigen Raum, sind die Möbelstücke der ärmeren Familien. Tischtücher und Gabeln würde man vergeblich suchen; dagegen haben sie Messer, Löffel, hölzerne Schüsseln und ein paar irdene Geschirre. Gläser giebt es nicht. Das Wasser trinkt man aus Kürbisflaschen.

Auf der einen Seite des Raumes wird im Sommer und Winter hindurch ein Feuer wach erhalten. Was aber dem fremden Besucher bei den Hütten am meisten auf-

fällt, ist, dass sie keine Fenster haben. Luft dringt in dieselben nur, wenn man die Thür öffnet. Die Ventilation freilich lässt, infolge der rohen Bauart der Hütten aus unbehauenen Baumstämmen, kaum etwas zu wünschen übrig. Der Fussboden besteht entweder aus festgestampfter Erde oder aus glatt behauenen Stämmen.

Die Männer gehen niemals ohne Gewehr von zu Hause fort. Viele von ihnen haben noch die alten Steinschlossflinten, welche sie von ihren Vorfahren ererbten, in Gebrauch.

Zum Schauplatz seiner whiskybrennerischen Thätigkeit wählt der nordcarolinische Mondscheinler stets solche Punkte aus, die für den nicht in das Geheimnis Eingeweihten nur durch Zufall aufzufinden sind. Ausserdem werden Wachen ausgestellt, und meist sind Vorrichtungen getroffen, um den einfachen Brennapparat gut zu verstecken, falls wirklich Gefahr drohen sollte. Das Gefühl, dass sie sich mit dem Whiskybrennen einer Gesetzesverletzung schuldig machen, geht diesen Leuten vollkommen ab. Es erscheint ihnen als ihr gutes Recht, mit ihrem Korn zu machen, was sie wollen, ob sie es nun als Mehl und Brot geniessen, ob sie es ihren Schweinen als Futter geben, oder ob sie daraus jene klare Flüssigkeit bereiten, die als »Bergtau« so berühmt ist. Darum hassen sie die Steuerbeamten als ihre bittersten Feinde und mancher blutige Zusammenstoss ist schon aus diesen Zuständen erwachsen. Ja, Dutzende von Fällen könnte man aufzählen, wie harmlose Reisende von Mondscheinlern aus dem Hinterhalte zusammengeschossen wurden, weil man sie als Spione im Dienste der Regierung im Verdacht hatte.

18.

Die amerikanischen Trapper oder Fallensteller sind, wie die von ihnen gejagten Tiere, im Aussterben begriffen. R. Cronau schreibt in der »Newyorker Staatszeitung«:

Die Biographieen der berühmten Trapper und Pfadfinder Daniel Boone, David Crocket, Louis Weitzel, Kit Carson, Wild Bill, Buffalo Bill und anderer sind voll von Begebenheiten, die einem Cooper die brillantesten Vorwürfe für seine Lederstrumpfromane dargeboten hätten. Das eigentliche Gewerbe der Trapper, die Jagd auf Pelztiere, bot auch der Mühseligkeiten genug, um jeden Schwächling sofort abzuschrecken. Die Hauptjagdzeit war nämlich der Winter, während welchem die Felle der Pelztiere am dichtesten und wertvollsten sind. Da sie in unversehrtem, von keiner Kugel oder Schrotladung durchlöchertem Zustande die besten Preise bringen, so nahmen die Trapper schon früh Zuflucht zu allerhand Schlingen und Fallen (»Traps«, daher der Name Trapper, Fallensteller), die an solchen Plätzen aufgestellt wurden, wo das Wild mit Vorliebe zu verkehren pflegte. Bediente man sich zum Fang der Moschusratten, Wiesel, Marder und anderer kleiner Tiere der Schlingen, so gab es für Biber, Füchse, Wölfe, Luchse und Bären stählerne Fallen der verschiedensten Grösse, von denen die Bärenfallen ein Gewicht von 40 bis 60 Pfund besassen und mittels schwerer Ketten an irgend einem jungen Baum festgemacht wurden. Zur Erlegung der Bären und Panther bediente man sich auch der sogenannten deadfalls, wo, wenn ein Tier an dem festgehakten Köder zerrt, ein

schwerer Baumstamm herabstürzte und dem Näscher das Rückgrat zerschmetterte.

In der Regel einmal wöchentlich machte der Trapper von seinem Standquartier aus die Runde über sein viele Meilen weites Revier, um die aufgestellen Fallen nachzusehen. Besonders in den nördlichen Wäldern, wo jeden Augenblick wütende, tagelang anhaltende Schneestürme erwartet werden konnten, bedurfte es zu einem solchen Rundgange der sorgfältigsten Vorbereitungen. Proviant für mehrere Tage, Schiesszeug, Fallen und wollene Decken mussten mitgeführt werden, um nötigenfalls auch einen Aufenthalt im Freien, bei 20 bis 30 Grad Kälte ertragen zu können. Sehr oft ereignete es sich nämlich, dass ein »Blizzard« oder Schneesturm das ganze Land mit so ungeheuren Schneemassen überschüttete, dass alle dem Trapper vertraut gewesenen Merkmale unter der hohen, gleichförmig weissen Masse verschwanden, womit dem Jäger jede Möglichkeit abgeschnitten war, den Rückweg nach dem Standquartier zu finden.

Auch ausserdem hatte der Rundgang über das Jagdgebiet der Mühen und Gefahren genug. Die gefangenen Tiere mussten abgehäutet, die Fallen wieder aufgestellt und mit frischen Ködern versehen werden. Manchmal war ein Tier mitsamt der Falle davongegangen, was den Trapper zu weiten Wegen nötigte, um die Falle wieder zu erlangen. Oder Indianer hatten ihn auf seinen Wanderungen belauert, seine Fallen aufgespürt und mitsamt der darin hängenden Beute weggeschleppt. Glücklich konnte er sich schätzen, wenn die Rothäute nicht aus irgend einem Hinterhalt ihm den Garaus machten. Kämpfe mit

solchen hinterlistigen Gesellen, oder mit einer Meute hungriger Wölfe, einem wütenden Bären, einem gierigen Luchs oder Panther waren keineswegs selten.

War es dem Trapper während des Winters geglückt, eine zufriedenstellende Anzahl Felle zu erbeuten, so musste er, um dieselben abzusetzen, oft eine viele hunderte Meilen weite Reise bis zur nächsten Pelzhandelsstation zurücklegen, wobei es geschehen konnte, dass ihm sein wertvolles Packet unterwegs von Indianern abgejagt oder von weissen Strolchen, wie sie an der Indianergrenze vielfach herumlungerten, gestohlen wurde. Gelang es ihm hingegen, das Bündel sicher an Ort und Stelle zu bringen, so war er in erster Linie darauf bedacht, mit dem Erlös seinen Vorrat an Pulver, Blei und Fallen zu ergänzen, sowie andere zu seinem bescheidenen Leben notwendige Dinge einzutauschen.

Es hielt den Trapper in der Regel nicht lange in den Ansiedlungen. Bald nachdem er seine Geschäfte erledigt, schwang er die erstandenen Güter auf den Rücken und griff zur Büchse, um aufs neue in das grüne Dämmerlicht der Urwälder oder in die unabsehbaren Grasmeere der Prairien zurückzukehren.

Hätte man ihn gefragt, was ihn veranlasse, ein an Entbehrungen und Gefahren so reiches Leben zu führen, so würde man wohl zur Antwort erhalten haben, dass er das selber nicht wisse. Gewiss war es bei manchen die Hoffnung, aus dem Pelzhandel so viel zu erzielen, um mit dem Erworbenen sich später irgendwo in Ruhe niederlassen zu können. Aber auch sie unterlagen gleich den anderen dem magischen Einfluss des Unbekannten, der sie unwiderstehlich stets aufs neue anzog. Dazu

kam das Bewusstsein des Gefährlichen ihrer Lage, das Bewusstsein, viele Beschwerden, Hindernisse und Gefahren überwinden zu müssen und zu können. Und nicht zuletzt stand das Gefühl der vollsten Unabhängigkeit.

Wer einmal für längere Zeit diesen Reizen unterworfen war, wer Monate und Jahre hindurch die Freiheit der Wälder, Gebirge und Prairien geatmet, konnte sich nur schwer wieder an das gleichmässige, mit allerlei Förmlichkeiten erfüllte Leben in den Ansiedlungen gewöhnen. Naturen, die kein anderes Dach über sich gewohnt waren als den Blätterdom des Waldes und das sternenbestickte Himmelsgewölbe, fühlten sich zwischen den begrenzten Wänden eines Hauses ebenso beengt wie die Seeleute, denen der Drang ins Weite, ins Unermessliche bekanntlich gleichfalls bis zum Lebensende anhaftet.

19.

Unter dem in der Neuzeit in Amerika vielgebrauchten, ursprünglich aus dem Französischen stammenden Worte »mascot« versteht man Glück bringende Menschen oder Tiere. Ein solcher mascot gehört bereits zur regelmässigen Ausrüstung eines amerikanischen Kriegsschiffes und der Seemann weiss gewöhnlich von einer grossen Anzahl Unglücksfälle zu berichten, die er der Abwesenheit eines Schutzgeistes zuschreibt. Die Matrosen des Kriegsschiffes »Vandalia« fingen an der Küste Südamerikas einst 19 Affen und 11 Papageien und brachten sie als mascots auf ihr Boot.

Während der ersten Wettfahrt zwischen dem englischen Segelboote »Valkyrie« und dem amerikanischen »Defender«, welche vor einigen Jahren im Hafen von

New York stattfand, war an Bord des ersteren eine Ziege als mascot. Diese Ziege spielte in der Familie des Dockwächters im Erie-Bassin, Dick Burke, eine Rolle, denn als einst die sämtlichen Kinder der Familie schwer an den Masern darniederlagen, fand sich plötzlich die schwarze Ziege ein und mit dem Augenblick wurden die Kinder angeblich gesund. Die Ziege wurde nun infolgedessen in der Familie in hohen Ehren gehalten. Lord Dunraven, der Eigentümer der »Valkyrie«, soll von dem Märchen erfahren und dann Burke ersucht haben, ihm die Glücksziege für die erste Wettfahrt mitzugeben. Nun, die Ziege scheint jedoch nur auf Kinderkrankheiten dressiert gewesen zu sein, denn bei der Wettfahrt hat sie sich nicht bewährt. Bei der zweiten, ebenfalls unglücklichen Wettfahrt blieb sie zu Hause.

Als vor kurzem der Transportdampfer »Thomas« mit dem 5. Ver. Staaten Freiwilligen-Regiment im Morris Canal Basin zu Jersey City einlief, wurde unter grossem Jubel der Mannschaften die Ausschiffung ihres Hauptmascots, eines vom Kriegsdienst arg mitgenommenen braunen Streitrosses, vorgenommen. Das Pferd hatte eine Kugelwunde in einer Schulter und sein rechter Hinterschenkel war stark geschwollen. Die Leute behaupten, dass dieses Ross vom Gouverneur Theodore Roosevelt während der Santiagoer Kampagne geritten wurde. Es hiess deshalb auch »Teddy«.

Es ist bekannt, dass die seefahrende Welt ein ganz gewaltiges Bündel Aberglaube mit sich schleppt. Man sollte nun meinen, dass die Mannschaften der Kriegsschiffe, da sie nichts weniger als Abenteurer, sondern vielmehr meist wohl durchgebildete Mechaniker sind, frei

von herkömmlichen abergläubischen Vorstellungen sein müssten, aber dies trifft durchaus nicht zu.

Da ist zum Beispiel so eine verflixte Schiffskanone, welche beim Bohren sich verbogen und zu ihrer Vollendung meist doppelt so viele Arbeit erfordert hat, wie eine andere. Wehe, wenn die Kriegsschiff-Mannschaften das erfahren! Eine solche Kanone ist für alle Zeit gebrandmarkt. Sie wird als eine Unglücksbringerin für jedes Boot, auf das sie kommt. Mit grosser Spannung verfolgt man die weiteren Schicksale einer solchen Kanone und aller, die irgendwie mit ihr zu thun haben, und jedes missliche Vorkommnis wird als Bestätigung jenes Glaubens angesehen. Wäre es zum Beispiel auch nur, dass manche Mitglieder der betreffenden Bemannung oft bestraft werden, oder dass sie einmal am Ufer in einen für sie verhängnisvollen Streit mit »Landratten« geraten — an alledem muss die verpfuschte Kanone schuld sein! Nur wenn die ganze Bemannung des Bootes auf ein anderes Schiff versetzt wird, dann, so glaubt man, weicht der unglückbringende Zauber von ihnen, heftet sich aber dafür an ihre Nachfolger.

Gewisse Maschinen oder Maschinenteile haben den Ruf, »verhext« zu sein, und jeder, der mit ihnen zu thun bekommt, wird gewarnt. Passiert ihm dann früher oder später irgend etwas, nun, so weiss er Bescheid! An der Haupt-Dampfmaschine ist es vielleicht ein ganz gewöhnlicher Kurbelbolzen, welcher an mechanischer Genauigkeit der Arbeit nichts zu wünschen übrig lässt; aber er ist ein ganz »berüchtigter« Unglücksbringer, und mag er noch so vorsichtig behandelt und noch so gut eingeschmiert werden, er wird ganz gewiss heiss und

verursacht ein Stocken der Maschinerie oder Schlimmeres, und wäre es in Gegenwart des Inspectors. »Kein Wunder,« heisst es dann wohl im Chorus unter Achselzucken, »den Kurbelbolzen hat ja bei einem Strike ein ‚scab'*) in Arbeit gehabt.«

Auch die amerikanischen Feldsoldaten halten sich seit einiger Zeit mascots.

Ausser Hunden, die natürlich nicht fehlen dürfen, haben besonders Kaninchen vielfach die Rolle von Glücksbringern im Feldlager zu spielen. Kein Wunder! Bringt doch ein gewisser Volksglaube schon längst Kaninchenfüsschen mit Erfolg in Geschäften, Liebschaften u. s. w. in Verbindung, und war doch erst in der letzten Präsidentschafts-Wahlkampagne in vielen Kreisen ein starkes Wiederaufleben dieses Mode-Aberglaubens wahrzunehmen! Und es erscheint ganz natürlich, dass man lebendigen Kaninchen mindestens ebenso grosse glückbringende Kraft zutraut, wie einem einzelnen Kaninchenfuss, — auch wenn dieser von einem »in mondloser Nacht auf dem Friedhof geschossenen« Kaninchen kommen sollte. Unter den Hunden scheinen besonders die rasseechten Fuchshunde als Feldlager-Glücksbringer bevorzugt zu werden.

Noch erhöht wird die Vorliebe für solche Lager-Lieblingstiere und der Glaube an dieselben, wenn diese schon von Hause aus irgendwo Lieblingstiere gewesen und z. B. von irgend einem unschuldigen Kind einem ins Feld ziehenden Landesverteidiger als Geschenk mitgegeben worden sind. Solche Tiere werden — in allen

*) Unter scab versteht man einen ungeübten Arbeiter, der die Stelle eines Streikers einnimmt und für geringeren Lohn schafft.

bis jetzt bekannt gewordenen Fällen — stets von der ganzen Lagermannschaft mit so verschwenderischer Aufmerksamkeit behandelt, wie es unter den Umständen nur möglich ist.

Es darf übrigens noch gesagt werden, dass es nicht bloss hergebrachte abergläubische Vorstellungen sind, welche diese Gepflogenheit begünstigen, sondern dass noch etwas anderes darin steckt. Der Soldat, der — vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben — weit von seiner Heimat und seiner gewohnten Umgebung fortgerissen wird und einer ungewissen Zukunft entgegen geht, lässt sich gerne auch von einem lebendigen Andenken an ein idyllisches Heim hinaus in das feindliche Leben begleiten und empfindet dasselbe schon an sich als glückbringend.

20.

»Unter andern schelmischen Thaten, die das zauberische Todten-Gräber Volck zu Plauen im Voigtlande, anno 1633, in dem damahligen Sterben, soll verübet haben, ist gar gemein gewesen, dass sie einen Sarck wohl 30. bis 40. mahl verkaufft: Indem sie die Todten aus dem Sarge genommen, und so bloss verscharret, da sie doch vor dem Sarg offt bis 10. Rthlr. bezahlt bekommen. Man will gar sagen, sie hätten einer Leiche den Kopff abgehauen, und Zauberei damit getrieben. Wenn sie viel Leichen begehret, hätten sie den Kopff, der über dem angeheitzten Ofen gehangen, mit Ruthen geschlagen, und gemercket, wie viel Tropffen Blut davon getroffen: so viel Tropffen, so viel Leichen hätten sie zu begraben bekommen. Wenn sie nun in ihrer schelmi-

schen Compagnie einen Schmauss angestellet, haben sie die Zauberey unterlassen, damit niemand sterbe, und sie nicht von ihren Sauffen verstöhret würden. Solche und viel andere Bossheit haben sie so lange getrieben, biss die Büberey unverhofft ausgebrochen, und das Gesindel seinen Lohn bekommen.«

Ziegler. S. 76.

21.

Th. Wilson, Prehistoric art. Washington 1898.

22.

C. Thomas, Catalogue of prehistoric works East of the Rocky Mountains. Washington 1891.

C. Thomas, The problem of the Ohio mounds. Ibid. 1889.

C. Thomas, The circular, square and octagonal aarthworks of Ohio. Ibid. 1889.

C. Thomas, Work in mound exploration of the Bureau of Ethnology. Ibid. 1887.

Antiquities of Ohio. Final report of the Ohio State Board of Centennial Managers. Columbus 1877.

A. J. Conant, Fort-prints of vanished races in the Mississippi valley. St. Louis 1879.

St. D. Peef, The tribal record in the effigies (»The American Antiquarian.« Vol. XV Nr. 2).

L. Carr. The mounds of the Mississippi valley historically considered. (Vol. II of the Memoirs of the Kentucky Geological Survey.)

J. Jones, Exploration of the aboriginal remains of Tennessee. Washington 1876.

23.

»Man hat schon, in der Unvollkommenheit dieser Welt, die unbeschreibliche Krafft der Music abgemercket, was sie nehmlich wieder Traurigkeit und Unmuth des Hertzens, ja auch wieder böse Geister und einige Krankheiten vermöge. Ich will itzo nicht weitläufftig vorbringen, wie Pythagoras einen rasenden Jüngling, durch Gesang und Verenderung der Stimme, wieder zurecht bracht, und wie der berühmte Medicus Paeon (von dem das Kraut Paeonia seinen Nahmen hat), einen Kranken, an dessen Wiederauffkommen jedermann verzaget, durch nichts anders als durch die Music gesund gemacht; Wie denn auch von der Pestilentz gesaget wird, dass ein gewisse Art derselben durch die Lieblichkeit der Music vertrieben werden könne: Wie solche Thales Melesius in der Insul Creta bewiesen. Doch kan ich vor der Wunder-Cur, die die Music an den armen Leuten, so von der gifftigen Spinne Tarantula gestochen worden, mit Jedermanns Verwunderung thut, so gar nicht vorüber gehen, dass ich nicht ein mehrers anführen solte.

Diese Tarantulen die von der Stadt Taranto in Apulien, da sie häuffig gefunden werden, ihren Nahmen haben, stechen in heissen Sommer-Tagen, die Landleute, Gärtner, Schnitter, Hirten und andere, so mit blossen Füssen im Felde herumb gehen. Durch diesen gifftigen Spinnen-Stich werden die armen Leute gantz rasend, theils lachen oder weinen unablässig, theils schreyen oder tantzen stets, manche schwitzen, andere erzittern oder erschrecken stets, und was der veränderlichen Zufälle mehr seyn.

Das wundersamste ist, dass bey diesen Leuten, die

sonst dem Giffte wiederstehende Mittel, gemeiniglich vergebens gebraucht werden, wofern nicht zugleich eine, der Eygenschafft des Gifftes proportionirte Music, die den Verwundeten, durch eine sonderbare Sympathie, er wolle oder wolle nicht, zum tantzen nöthiget, biss er vom Schwitzen gantz nass, müde und abgemattet, hinzukömmt; Ja wo solche Music unterlassen wird, muss der gestochene entweder sein Leben einbüssen, oder doch ein elendes, mit vielen erbärmlichen Zuständen beschwertes Leben führen.

Die Musikalische Instrumenta die man bey diesen tarantulisirenden Leuten gebraucht, sind der Art des Gifftes nach unterschiedlich: Denn etliche kan man mit einer Drummel erlustigen, dazu man irgend ein Hirten-Pfeifflein schallen läst. Andere erqvicken sich an dem Gesange, darein die Pfeiffen blasen. Noch andern läst man Lauten, Leyren, Citharen, Clavcymbalen in einander erklingen. Zu verwundern ist auch, dass ihnen dennoch nicht ein ieder, sondern nur besondere Töne gefallen. Denn im Fall der Klang der Eigenschafft und dem Humor des Gifftes nicht recht einstehet, wird der Patient nur dadurch geqvälet, und gar nicht curiret. Die Lieder so man bey dieser jämmerlichen Lust den krancken Täntzern vorsingen muss, sind nach den Affect des Tantzenden, und gemeiniglich gantz einfältig eingerichtet. Die noch am Geschicktesten herauskommen, heissen im Deutschen:

Wollt ihr machen mich gesund?
Tragt mich an das Meer zur Stund,
Eilt! des Meers belebte Wellen,
Können mich zufrieden stellen.

Also liebt die Liebste mich!
An das Meer, ans Meer will ich!
Weil ich lebe, will ich üben
An dir, Liebste, nichts als lieben.«

Ziegler. S. 939.

24.

»Zwar, die Menschen belieben, auch in guten, vollen Tagen, nicht alle einerley Speise: Zum Exempel, wenn die Leute in Neu- oder güldenen Castilien, so in dem mittägigen America lieget, nur Raben, Fledermäuse, Enderen, Heuschrecken, ja gar feine grosse Spinnen haben, so meinen sie, es stehe gar wohl um ihre Küche, wie sie denn meistens gar von solchen guten Bisslein erhalten.

Als der Jesuit, P. Heinrich Roth, sich zu Agra auffhielt, ging daselbst eine Rede, es wäre ein Knabe in der Stadt, von 7. Jahren, eines Braminen Sohn, der den gifftigen Ungeziefer sehr begierlich nachtrachtete, und der Spinnen, Kröten, Scorpionen, Schlangen und dergleichen, nicht könne satt werden. Besagter Jesuit nam sich vor, hiervon eine rechte Probe zu sehen, und befahl seinen Leuten, sie sollten ihm den Knaben herholen, und annebenst etliche von den aller-gifftigsten Schlangen, die der Orten leicht zu haben, mitbringen; Doch solten sie die Schlangen heimlich halten, dass der Knabe nichts davon wüste. So bald nun das Kind zur Stelle gebracht worden, und nun auch ein Korb voll Schlangen ankommen, merckete oder roche der Junge alsobald seine Leckerbisslein, fiel heisshungerig auff den Korb an, risse denselben auff, und verzehrete eine Schlange nach der

andern, nahm auch weder die gifftige Galle, noch das geringste Eingeweide zuvor aus, sondern frass alles von Kopff bis auff den Schwantz, mit solchem Appetitt, als als ob er die köstlichste Gerichte und nicht die Speisen des Todes, in den Leib fresse.«

Ziegler. S. 36.

* * *

»In den Mexikanischen Pfützen und Wasser-Pfühlen giebt es eine Art Ungeziefers, so man Pfuhl-Kefer nennet, weil sie den Kefern an Grösse und Gestalt gantz ähnlich. Diese Wasser-Kefer sind der Einwohner tägliche Speise. So halten sie auch die Heuschrecken Atold Catl, für deren blossen Anschauen die Spanier einen Ekel bekommen, vor ihr Confect, und haben sie in ihren fürnehmsten Kauffstädten öffentlich feil. Die Mexicaner fangen weisse Mücken in Netzen, die sie gern zermalmen und einen Teig daraus machen; solche Mücken-Kügelein werden das gantze Jahr durch in den Städten zur Speisse verkaufft.

Als Colon in der Americanischen Insel Cuba ankam, und sich auffs Land begab, fand er 2. Hüttgen, in welchen die Leute an höltzernen Bratspiessen Fische und Schlangen braten wolten. Seine Leute begehrten sich an die Schlangen nicht zu machen, sondern verzehrten die gebratenen Fische; Dieses sahen die wilden Leute gar gerne und danckten den Spaniern, dass sie ihnen ihre köstlichsten Schlangen stehen lassen, als die sie weit höher als alle Fische hielten. Wie sie denn eine grosse Menge Schlangen im Walde dürreten, und mit Schnüren an die Baum-Zacken aufgehenckt hatten.

In der Insel Guadalupe fand gedachter Colon, als er da sich an das Land begeben, viel Menschen-, Papageyen- und Entenfleisch in Töpffen und Pfannen beym Feuer, es stacken auch gantze gemästete Knaben an den Bratspiessen, wie auch eines Kindes Kopff, woraus das Blut noch tröpffelte.«

Ziegler. S. 915.

25.

Professionelle Spieler trieben vor 25 Jahren ihr Unwesen auf den zahlreichen Booten, welche den Mississippi auf- und abfuhren. Namentlich waren es die südlichen Pflanzer, welche Geld in Hülle und Fülle in ihren Händen liessen. Manchmal kam es zu einer Schiesserei, doch wussten die Spieler hierbei immer ihre Haut zu retten.

Wenn ein Boot New Orleans verliess, so fanden sich immer zwei Spieler an Bord. Dieselben waren oft Leute von Bildung und stets elegant gekleidet. Ihre Aufgabe bestand darin, ausfindig zu machen, welche Personen auf dem Schiffe Geld bei sich führten und wie viel sie von diesem besassen. Zu dem Zwecke wurde ein Spielchen arrangiert, was nicht schwer hielt, da Kartenspiel auf den Mississippi-Dampfern jener Tage den einzigen Zeitvertreib bildete. Bei dem Spiele richteten es die beiden Gauner wohlweislich so ein, dass sie die Verlierenden waren. An einem gewissen Punkte verliessen sie sodann das Boot, das nun an einem weiter flussaufwärts gelegenen Orte ihre Genossen betraten, die vollständig über die Passagiere und ihre Baarmittel unterrichtet waren und Fingerzeige darüber besassen, wie sie

sich den zu Rupfenden am leichtesten nähern konnten.

Gewöhnlich standen auf den Mississippi-Dampfern die Schankwärter mit den Falschspielern im Bunde, indem sie beim Herumreichen der Getränke die Professionsspieler unbemerkt mit gezeichneten Karten versorgten. Für ihre Mitarbeit empfingen sie selbstverständlich einen Teil des Ertrages. Ja es ist sogar vorgekommen, dass Kapitäne solcher Mississippi-Dampfer Komplicen der Falschspieler waren und von diesen ihren regelmässigen Tribut von dem Raube erhielten.

Machte ein gerupfter Passagier Lärm und wurde auch der Kapitän unbequem, so kam es vor, dass der letztere den Passagier aufforderte, ihm den Falschspieler aus der Menge der Fahrgäste zu bezeichnen. Dies aber gelang in den meisten Fällen nicht, da die Gauner mit Perrücken, falschen Bärten und anderen Verstellungsmitteln stets wohl ausgerüstet waren.

Auch jetzt ist das Spiel auf den Mississippi-Dampfern nicht ganz verschwunden, doch sind die heutigen Spieler auf jenen Fahrzeugen nur Kinder im Vergleiche zu ihren Vorfahren.

26.

St. Culin, Chess and playing cards. Washington 1898.

27.

Einem Zeitungskorrespondenten in New Orleans ist es kürzlich geglückt, einem der merkwürdigsten Kongotänze beizuwohnen, welche von dortigen Negern aufgeführt werden. Es handelt sich hier natürlich um die in der ursprünglichen religiösen Anschauung der Schwarzen be-

gründeten Ceremonieen, die sie mit grossem Geheimnis umgeben, weil sie unter den bestehenden Gesetzen nicht erlaubt sein würden; und wer immer zu einer solchen Ceremonie zugelassen wird, würde sein Leben riskieren, wollte er den Ort derselben verraten. Unser Gewährsmann giebt uns deshalb hierüber auch nur Andeutungen.

Wir unterlassen es, mit ihm den Zauber einer louisianischen Mondnacht zu geniessen, und schliessen uns ihm erst an, wenn er vor dem Eingang zu dem seltsamen Orte steht.

»Auf ein vereinbartes Signal öffnet sich eine Thüre und wir befinden uns in dem geräumigen Vorgarten einer aus der Kolonialzeit stammenden Besitzung. Ueppig und verwildert erscheint die Vegetation und eine Reihe von ärmlichen Negerhütten liegt den Weg entlang, der zum früheren Herrenhaus führt. Von diesem sieht man nur die Umrisse; kein Licht dringt aus dem Innern; es scheint hermetisch verschlossen. Doch auch hier öffnet sich eine Thüre und unsichtbare, aber sehnige Arme ziehen uns hinein.

Wir befinden uns in einem grossen Saale, dessen Wände jedes Schmuckes entbehren. Der Boden ist mit Schilf und Gras dicht belegt, wodurch jeder Tritt oder Fall gedämpft wird. An der Decke hängen Lampen von mannigfacher Form und Grösse.

Das Seltsamste aber ist die Gesellschaft, welche sich hier unseren Blicken bietet. Die schwärzesten Neger und Negerinnen befinden sich da, so typisch, als wären sie eben aus einem Sklavenschiff hervorgeholt. Manche sind ganz nackt; andere wiederum sind dürftig mit den bei den Schwarzen so beliebten Streifenstoffen verhüllt;

wieder andere sind nach der neuesten Mode gekleidet; alle aber haben sie etwas Ernstes, Fanatisches, Erschreckendes im Blick, im Gegensatz zu dem jovialen, lachenden Gesichtsausdruck, welchen sonst die Neger in der Gesellschaft des Weissen zeigen. Einige von den Anwesenden trinken, andere rauchen. Auf dem Boden liegen welche, die von grosser Anstrengung erschöpft scheinen.

Plötzlich beginnt, wie aus der Erde kommend, das Wirbeln einer Trommel: erst leise, dann lauter, immer mächtiger, wie das Grollen eines Vulkans. Kohlschwarze Weiber kommen und löschen bald da, bald dort eine Lampe aus; phantastisch, teufelartig erscheinen nun die Gestalten; über dem ganzen liegt ein Zwielicht der Hölle. Gleichzeitig nehmen andere Trommeln das Wirbeln der ersten auf, und in den betäubenden Lärm mischen sich ab und zu schrille Pfeifentöne. Da erhebt sich in einer Ecke des hintersten Raumes eine Stimme zu eigenartigem Gesang; zitternd zuerst, dann anschwellend, voll entsetzlicher Leidenschaft. Wie von einem elektrischen Fluidum scheint nach und nach die Luft erfüllt. Die Gesellschaft nähert sich dem Zustand, in welchem der wilde Reigen beginnt.

Die Kongotänze haben kein Schema, keine Figuren, nach denen getanzt wird. Der Tanz ist ein spontaner; gewissermassen ein hysterischer Zustand. Er hat keinen bestimmten Anfang; Niemand leitet ihn.

So scheint der Höllenlärm bei seinem Beginn keinen besonderen Eindruck auf die Versammelten zu machen. Sie lungern und rauchen weiter; aber der Gesang wird voller; mehr Stimmen schliessen sich an; die Augen

scheinen zu flammen; wie im Fieber hebt und senkt sich die Brust. Eins nach dem anderen löscht die glimmende Pfeife aus; der ganze Chorus singt jetzt die schauerliche Weise. Bald wiegen sich auch die Teilnehmer nach dem Takte der Musik. Dann erst entwickelt sich der eigentliche Tanz, ebenfalls von einigen begonnen, dann von allen ausgeführt. Das wilde der Bewegungen, das unmenschliche der Schreie ist von einer unbeschreiblichen Wirkung; dazu der Anblick der schwarzen Körper, auf denen die Schweisstropfen im Mondenschein schimmern; die entsetzlichen Dünste, welche unsere Nasen belästigen — das alles versetzt uns in eine Hölle, wie sie nicht furchtbarer vorgestellt werden kann, und es mag wenig fehlen, dass man selbst den Verstand verliert und von dem wirbelnden Treiben erfasst wird.«

* * *

Unberührt von der modernen Zivilisation und die Religion und die Gebräuche ihrer Vorfahren treu bewahrend, haust im fernen Arizona ein Volksstamm, der dem Manne der Wissenschaft ein ergiebiges Feld für interessante Forschungen liefert und auch dem Touristen viel Anziehendes bietet. Dies ist ein unter dem Namen »Moki« bekannter Iudianerstamm, von dessen religiösen und sonstigen Gebiäuchen der im August jeden Jahres veranstaltete Schlangentanz am sehenswertesten ist.

Für die feierliche Zeremonie des Schlangentanzes wird vor zwei etwa 10 bis 15 Zoll grossen Götzenbildern ein bunt bemalter und mit Federn geschmückter Altar errichtet. Die Schlangen befinden sich vor Beginn der Zeremonie in einem zur Seite des Altars befindlichen

Käfig, während vor dem Altar ein alter Schlangenpriester, fast gänzlich unbekleidet, leise und langsam eine wunderliche Melodie vor sich hinsingt.

Um am Schlusstage der Schlangentanzfestlichkeiten einen wahrhaft malerischen Anblick zu geniessen, muss man sich schon lange vor Sonnenaufgang auf die »Mesa« begeben. Man sieht, wenn man sich dem Dorfe nähert, zahlreiche, in bunte Decken gehüllte Gestalten, die nach dem östlichen Ende der Mesa eilen, und bei näherer Prüfung dieser Gestalten bemerken wir, dass Männer, Frauen und Kinder kurz vorher ihr Haar gewaschen haben müssen, da es noch vom Wasser triefend am Rücken hernieder hängt. Während sich allmählich das Morgenrot am östlichen Himmel ausbreitet, stehen die Eingeborenen unbeweglich am Rande des Plateaus und blicken starren Auges auf das unten liegende Thal. Plötzlich entsteht unter den vordersten Aufpassern ein dumpfes Gemurmel — ein Zeichen, dass die Schlangenpriester von einer zehn Meilen entfernten Quelle zurückkehren, wo sie früh vor Tagesanbruch den Regengöttern Opfer dargebracht haben.

Wie sie näher kommen, die Felder im wilden Laufe durcheilend, wächst die Aufregung unter der Menge. Ist es doch ein Wettlauf um die Ehre, als der erste den Felsabhang zu erklimmen und über die Schlangen-»Kiwa« zu klettern. Der Sieger, der in der Hand einen Krug mit Quellwasser trägt, wird von dem Volke mit lautem Beifall begrüsst und es ist ihm gestattet, das Wasser aus dem geheiligten Born über sein eigenes Maisfeld zu giessen, dadurch sich eine sichere und einträgliche Ernte sichernd. Einige der Wettläufer schwingen in der Rechten

ein aus einem langen Riemen mit daran befestigtem flachen Stück Holz bestehendes Instrument, dass ein ähnliches Geräusch wie ein Brummkreisel hervorbringt, welches Geräusch den Donner darstellen soll. Hinter den Priestern folgen junge Burschen aus dem Dorfe, welche Melonen, Maisstauden und Blumen herbeitragen. Sobald sie in die Nähe des versammelten Volkes kommen, fallen die jungen Mädchen über die Früchte und Blumen her und suchen soviel wie möglich davon zu erhaschen. Dieser Kampf um die Liebestrophäen dauert mehrere Minuten und giebt ein höchst belebtes, interessantes Bild. Jedes Mädchen, das einen Preis erwischt, wird sich ohne Frage vor Ablauf des Jahres verheiraten.

Die Vorbereitungen für den Schlangentanz und das darauf folgende Fest nehmen den ganzen Vormittag ein. Um Mittag findet in der Schlangen-Kiwa die Waschung der Schlangen statt, eine Zeremonie, der noch wenige Weisse beigewohnt haben. Jedes Tier wird in Wasser und Seifenkraut gebadet, worauf man es auf einen Haufen Sand und Maismehl wirft, wo es sich nach Herzenslust im warmen Sonnenschein herumtummelt. Alle Arten Schlangen wimmeln da durcheinander, ein Anblick, der auf ein zartbesaitetes Gemüt einen abschreckenden Eindruck ausübt. Von Mittag bis nahezu Sonnenuntergang ist nichts Absonderliches zu sehen und man erhält Musse, verschiedene andere Sehenswürdigkeiten des Dorfes in Augenschein zu nehmen, vor allem die den verschiedenen Göttern errichteten Tempel und Altäre, als da sind der Tempel der Göttin der Dämmerung, in einer romantischen Felsengrotte versteckt, der am Abhang der Mesa errichtete Altar der »Spinnengöttin«, welche die Regenwolken

webt, u. s. w. Die in diesen Heiligtümern aufgestellten Götzenbilder sind unter Opferspenden aller Art und Gebetstäben halb vergraben.

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang versammelt sich das Volk wieder auf der Plaza, besetzt die Dächer der benachbarten Häuser und erwartet mit Ungeduld die letzte Szene des Schlangentanzes. Die Plaza ist jetzt für diese Zeremonie hergerichtet. In der Mitte ist die »Kisi« aufgestellt, eine aus Baumzweigen geformte Laube, deren Eingang durch ein einheimisches Gewebe verhängt ist. Vor dieser Laube ist ein kleines, einen Fuss langes und drei Zoll breites Loch gegraben, über welches eine Holzplanke gelegt wird. Die Zeremonie wird eröffnet durch das Erscheinen der »Antilopenmänner«, welche die Kisi viermal umkreisen, wobei jeder auf die hölzerne Planke stampft und geheiligtes Mehl ausstreut; dann stellen sie sich mit dem Rücken gegen die Laube gewandt in einer geraden Linie auf, wo man dann Gelegenheit hat, ihr wunderliches Kostüm zu betrachten. Brust, Rücken und Arme sind mit weissen Zickzacklinien bemalt, welche den Blitz darstellen; die Gesichter sind geschwärzt und quer über die Oberlippe herüber sind von Ohr zu Ohr weisse Linien gezogen. Im Haar ist eine lange Feder befestigt. Der Lendenschurz besteht aus weissem Material und ist am Rande reich mit Fransen und Stickereien verziert, während ein buschiger Fuchsschweif den Schmuck des Rückens bildet. Zahlreiche Perlenreihen sind um den Hals geschlungen und bedecken fast die Brust. Die Füsse stecken in Moccassins aus Hirschfell, verziert mit breiten Fransen, und die Beine sind vom Knie bis zum Knöchel weiss bemalt. In der rechten Hand tragen sie

ein aus kleinen Steinen bestehendes Klapperinstrument. Einer der Männer trägt auf dem Kopfe einen Kranz aus grünem Laube und in der Hand ein Gefäss mit geheiligtem Mehl.

Aus der Kiwa, dem Schlangenkäfige am unteren Ende der Plaza, treten jetzt elf Schlangenpriester hervor und wiederholen die Marsch- und Stampfbewegungen der Antilopenmänner. Ihre Körper sind mit rosafarbigen Flecken bemalt, ihre Lendenschurze bestehen aus dunkelbraunem Webstoff, verziert mit weissen, symbolischen Emblemen. Ueber den Rücken herab hängen Fuchsfelle. Im übrigen ist die Ausstaffierung ähnlich, wie die der Antilopenmänner. Einige der Priester sind mit Schlangenpeitschen bewaffnet, bestehend aus zwei an einem kurzen Stabe befestigten Adlerfedern; die übrigen haben ihre Hände frei. Nachdem sich die beiden Abteilungen gegenüber gestellt haben, streuen die Oberpriester geheiligtes Mehl auf den Boden und alle führen dann einen Tanz auf, der meistens nur aus einem Hin- und Herwiegen des Körpers besteht und von einem eigenartigen, eintönigen Gesang begleitet ist. Bewegung und Gesang sollen darstellen, wie ein sich erhebender Sturm durch die Zweige der Bäume fährt. Dies wird etwa eine halbe Stunde fortgesetzt.

Plötzlich löst sich die Reihe der Schlangenpriester in Gruppen von Dreien auf, welche im Kreise herum zu marschieren beginnen. Einer aus jeder Gruppe kniet vor der Kisi nieder, und wenn er sich erhebt, hält er zwischen den Lippen eine zischende und sich ringelnde Schlange. Der zweite Priester legt seine Hände auf die Schulter des Schlangenträgers und versucht mit seiner

Peitsche die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich zu lenken und sie zu reizen. Sodann öffnet der erste seinen Mund und lässt die Schlange zur Erde fallen, worauf es die Aufgabe des dritten ist, aufzupassen, dass das Tier nicht entwischt. Er verfolgt die Schlange überall hin, wohin sie sich windet, verhindert durch Peitschenhiebe, dass sie sich aufrollt, und plötzlich hebt er sie auf, um sie einem der Antilopenmänner zu überreichen. Diese Prozedur wird wiederholt, bis alle Schlangen, 25 bis 30 an der Zahl, denselben Tanz durchgemacht haben.

Jetzt streut der Oberpriester auf den Boden einen Ring aus geheiligtem Mehl, in dessen Mitte jeder Antilopenmann seine unruhige Bürde niedersetzt. Jeder Priester stürzt sich dann auf das Gewirr von Schlangen, sucht so viele wie möglich davon zu erhaschen und läuft damit die Mesa hinab, der unterhalb des Plateaus gelegenen Ebene zu, wo die Schlangen freigelassen werden, um die Regengebete in die Unterwelt zu bringen.

Nach ihrer Rückkehr entledigen sich die Priester alles überflüssigen Schmuckes und knien vor der Kiwa nieder, wo ihnen von der »Medizinfrau« ein geheimnisvolles Getränk gereicht wird, dessen Zubereitung nur sie allein versteht, dessen Geruch indessen keineswegs einladend ist. Nach dem Genuss desselben verfallen die Männer anscheinend in fürchterliche Krämpfe, und es heisst, dass diese die Folge des als Gegengift gegen den Schlangenbiss eingegebenen Trankes seien; doch wahrscheinlich sind sie nur fingiert und als Reinigungszeremonie anzusehen. Damit hat das Schauspiel des Schlangentanzes sein Ende erreicht.

* * *

Als 1899 zu Omaha in Nebraska eine »Weltausstellung« abgehalten wurde, hatten sich daselbst zahlreiche Indianer eingefunden, die abends zur Belustigung der Blassgesichter in einem besonders reservierten Platze Nationaltänze und Scheingefechte aufführten. Am zahlreichsten waren dabei die Sioux vertreten, deren Kriegstanz Fr. Schnake in der »Illinois Staatszeitung« folgendermassen beschreibt:

In der Mitte der »Ansiedelung« befand sich ein grosser freier Platz, welcher durch Bänke und mehrere Bäume begrenzt war, mit einem Bogenlicht auf einem Pfahle, um welchen sich später die Tanzenden bewegten. Ein korpulenter, mit hohem aus Federn bestehendem Kopfputz geschmückter Indianer, welcher der Kapell- oder Zeremonienmeister, richtiger der Hauptlärmmacher war, kam kurz nach Sonnenuntergang mit einer Pauke, die das Ansehen eines zur halben Höhe durchsägten, mit Tierhaut überspannten Fasses hatte, aus dem Lager der Sioux. Unter dem Bogenlicht stehend, gab er mit drei Schlägen auf die Pauke das Zeichen zum Beginn der Vorstellung. Kurz darauf folgten sechs weitere Paukenschläge, worauf gegen fünfzig Sioux mit monotonem Gesange (ho-ho-hoi-ho-ho!) aus dem Lager kamen und in geschlossenen Reihen auf den freien Platz zueilten. Einige trugen aus Hirschfell angefertigte, mit kleinen Schellen besetzte Anzüge, sowie Moccassins. Die meisten waren dagegen nackt, trugen Schamlatze und auf dem Rücken das Gefieder von Vögeln oder Tierfelle, auch hatten sie sich mit Ocker verschiedener Farbe bestrichen, so dass sie grellrot, gelb, blau, grün, braun oder weiss erschienen. Alle trugen mehr oder weniger reichen Federschmuck,

jedoch ohne irgend welche Einförmigkeit, weshalb sie auf der vorderen Seite des freien Platzes stehend, einen prächtigen Anblick gewährten, besonders da mehrere kurze Keulen und kleine Schilder in den Händen trugen und die meisten junge, kräfrige Männer waren.

Einige Bänke wurden unter dem Bogenlicht zusammengeschoben, worauf dann noch mehrere andere Trommler, einige Frauen und Kinder Platz nahmen. Der Zeremonienmeister trat mit einem Speer, an dessen Spitze eine Skalplocke baumelte, an die gegenüber liegende offene Seite des Platzes und schien mit dem Schwenken des Speeres eine Herausforderung an einen unsichtbaren Feind zu erlassen. Gleichzeitig erschien an der Längsseite des Platzes mit mehreren Anderen ein grosser Indianer im Anzuge eines Häuptlings. Auf seinem Rücken, bis auf den Boden nachschleifend, befand sich ein breiter, mit Reihen von Adlerfedern besetzter Lederstreifen. Dieser stattliche Mann gab laut singend — wobei er Tier- und Vogelstimmen nachzuahmen schien — Weisungen und Befehle bei den verschiedenen Tanzfiguren. Hauptsächlich schien das Kollern und Pfeifen des Truthahns daraus hervorzuklingen. Viele der Träger schienen denn auch die allmählich zunehmenden Wutausbrüche solcher Vögel zur Darstellung zu bringen, was wesentliche Unterstützung in dem schwächeren oder stärkeren Schellengeklingel fand. Einer der besten Tänzer trug das volle Gefieder eines grossen wilden Puters auf Rücken und Brust. Er ahmte die trippelnden Bewegungen, Verbeugungen und Kopfwendungen eines derartigen Vogels täuschend nach. Mehrere der Tanzenden folgten seinem Beispiele. Wenn sie mit gesenkten Köpfen vorwärts

trippelten, gewann es häufig den Anschein, als würden sie mit aller Wucht gegen einander rennen, den Kampf allen Ernstes beginnen. Andere stellten, was ihre Färbung und die von ihnen getragenen Felle vermuten liessen, Tiere wie Wölfe oder Füchse vor, worauf auch das Geheul, welches sie nach einer kurzen Pause beim Wiederbeginn des Tanzes anstimmten, sowie ihre lauernden Bewegungen, ihr schleichendes Winden und Drehen, ihr rastloses Umherspähen hindeuteten. Zu bewundern war die Geschmeidigkeit, mit welcher die Tanzenden sich beim scheinbar schlimmsten Durcheinander auswichen. Zwei Frauen und einige Knaben nahmen zeitweilig an der Vorstellung teil; aber wie bei allen Indianertänzen gab es nirgends Paare, jeder blieb allein. Dabei erregten die zierlichen, graziösen Bewegungen aller Tänzer die Bewunderung der zahlreichen Zuschauermenge.

Als einigen der Mitwirkenden Gewehre mit Platzpatronen gereicht waren, andere im Tanze Keulen um ihre Köpfe schwangen, die ohrenbetäubenden Paukenschläge ein rascheres Tempo einhielten und dazwischen Schüsse fielen, hatte das Vergnügen augenscheinlich seinen Höhepunkt erreicht. Mehrere unter den Zuschauern befindliche Kinder schrieen weinend auf und suchten sich zu flüchten, was als Massstab dafür dienen möge, einen wie beängstigenden Eindruck schon dieser, ohne jede feindliche Absicht aufgeführte Tanz machte. Zum Schluss wurde das Kriegsbeil drohend geschwungen, worauf die Sioux mit lautem Geschrei in ihrem Lager verschwanden. Ohne Zweifel war es in früheren Zeiten nur auf der Lauer liegenden Kundschaftern möglich, eine solche Vorbereitung, »den Kriegspfad zu beschreiten«, beim Schein

eines Lagerfeuers in Augenschein zu nehmen, wogegen hier alles bei heller, elektrischer Beleuchtung vor den Augen zahlreich versammelter Bleichgesichter vor sich ging.

* * *

Ueber den von den Bewohnern der Philippinen ausgeführten Teufelstanz berichtet ein englischer Korrespondent an den »London Graphic« wie folgt:

Sobald die Ureinwohner der Philippinen Grund zu dem Glauben haben, dass der böse Geist in ihrer Nähe sei, treffen sie Vorkehrungen, ihn vermittelst eines Tanzes auszutreiben. Der Teufel kommt jedoch nie in ein Dorf, sondern lässt sich dicht dabei in einem Baume nieder, aus dem er durch priesterliche Zauberei verjagt werden kann.

Sobald der Aufenthaltsort des Teufels aufgefunden ist, eilen zur bestimmten Nachtstunde alle Männer, Frauen und Kinder herbei, um an der Austreibungsceremonie teilzunehmen. Darauf wird ein Feuer angezündet, es werden die für den Priester bestimmten Geschenke, wie Geflügel und Ziegen, gesammelt und dann wird ein Kreis um den betreffenden Baum gebildet.

Der Priester trägt eine hohe, mit roter Quaste geschmückte Mütze und einen von den Schultern bis auf die Füsse reichenden Moki oder Talar, auf den mit roter Seide sinnbildliche Darstellungen der Blattern, Cholera und anderer Krankheiten gestickt sind. In der einen Hand hält er einen Speer und einen Bogen, dessen Sehne, wenn angeschlagen, einen tiefen Laut von sich giebt; in der andern Hand hält er das gebogene Opfermesser — eigentlich eine Sichel — auf deren Klinge sich

allerlei Figuren zeigen. Der Priester befindet sich im Zustande höchster Aufregung; sein Gang ist langsam und schleppend. Sobald er in den Kreis der versammelten Leute tritt, zeigen ihm diese die für ihn bestimmten Geschenke. Ohne sie zu beachten, lässt er sich auf den Boden nieder und bewegt, indem er beständig unverständliche Weisen vor sich hinbrummt, den Körper hin und her. Bald zittert er am ganzen Leibe und dicke Schweisstropfen perlen auf seiner Stirne. Inzwischen schlagen die Leute ihre Tamtams und machen allen erdenklichen Lärm. Plötzlich springt der Priester auf die Beine, streckt die Arme aus und schreit: »Ich bin Gott! Ich bin der grosse Gott!« Nun werden ihm die Geschenke überreicht und die Leute fragen ihn, welcher Art das Unglück sei, das ihnen der Böse zufügen könne und wie sie sich dagegen zu schützen hätten.

Nun beginnt der Priester zu tanzen, wild und immer wilder. Dabei bringt er sich mit dem scharfen Opfermesser Schnittwunden bei und dies thut er so lange, bis er erschöpft niedersinkt. Sobald er sich wieder erholt hat, wäscht er seine Wunden aus und eilt, als ob nichts passiert wäre, nach Hause. Die Leute freuen sich, dass sie vom Teufel erlöst sind und ungestört ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen können.

Gehört der Priester zum Orden der Banditas, so ist der Teufelstanz noch viel schrecklicher. Diese Banditas sind gefährliche Zauberer, die sich die Ausrottung der Christen zur Aufgabe gemacht haben. Ihre Anhänger heissen Juramentados; dieselben sind verpflichtet, jeden Befehl ihrer Priester ohne Murren auszuführen.

* * *

»Junggesellinnen-Bälle« (Spinster-Dances) sind seit Kurzem auf dem Lande und in kleineren Städten Grossbritanniens sehr in Mode gekommen. »Bachelor-Dances« (Junggesellen-Kränzchen) existieren schon seit längerer Zeit im Lande des Nebels, jetzt aber haben die Töchter Albions, denen es nie an Unternehmungsgeist mangelt, die Sache nachgeahmt und man behauptet, dass es bei den Spinster-Dances noch viel amüsanter zugehe, wie bei den von jungen Männern veranstalteten Tanz-Gesellschaften. Zehn, zwölf bis zwanzig ledige Damen zwischen achtzehn und dreissig Jahren bilden ein Komitee, um gemeinsam alle Vorbereitungen zu treffen. Zuerst wird ein Kostenüberschlag gemacht und jede der Festteilnehmerinnen zahlt ihren Anteil an die als Vorsitzende gewählte Jungfrau. Wer diesen Ehrenposten einzunehmen wünscht, muss sich freiwillig als Aelteste des kleinen Kreises bekennen. Dem Beispiel ihrer unverheirateten Brüder folgend, wählen die Junggesellinnen, die ausschliesslich Töchter der umwohnenden Gutsbesitzer und der Honoratioren des betreffenden Städtchens sind, in dem das Vergnügen stattfinden soll, den Saal des Rathauses, der ihnen nicht selten zur Verfügung gestellt wird. Mit bewundernswerter Umsicht sorgen die Ladies für alles, was zur Belustigung und Annehmlichkeit ihrer Gäste beitragen kann. Die Einladungen aber ergehen nicht nur an Geschlechtsgenossinnen, wie man im Hinblick auf die Benennung dieser Tanzgesellschaften vielleicht vermuten könnte, sondern an die gleiche Anzahl Herren wie Damen. Das Sonderbarste, aber auch Amüsanteste an der Sache ist nun, dass die tanzlustigen Schönen nicht erst darauf zu warten brauchen, von den Herren der Schöpfung zum

Tanze aufgefordert zu werden. Bei diesen neumodischen Veranstaltungen hat das Ewig-Weibliche dieselben, wenn nicht grössere Rechte als die Vertreter des starken Geschlechts. Sieht eine der mehr oder weniger jugendlichen Wirtinnen, dass ein schüchterner Jüngling dazu verurteilt ist, die Wand zu zieren, so hat sie nichts Eiligeres zu thun, als eine der Tänzerinnen aufzusuchen und sie dem verlassenen männlichen Mauerblümchen vorzustellen, indem sie es der Sylphide überlässt, den Errötenden um das »Vergnügen des Tanzes« zu bitten oder ihn aufzufordern, in ihrer Gesellschaft irgend eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Kurz und gut, das ganze Ballsaal-System, wenn man es so nennen kann, ist hier auf den Kopf gestellt, und dass sich Männlein wie Weiblein köstlich dabei amüsieren, wird man wohl begreiflich finden.

28.

Wenn sich ein Fuchsindianer entschlossen hatte, einer gewissen Jungfrau den Hof zu machen, so versteckte er sich eine Zeitlang jeden Abend in der Nähe ihres Wigwams und spielte auf seiner Schilfflöte; dabei gab er acht, dass er nicht erkannt wurde. Dachte er nun, es sei Zeit, seine wahre Absicht erkennen zu geben, so hüllte er sich in einer stockdunklen Nacht in seine Wolldecke, verbarg einen brennenden Holzspan darunter und eilte zu der Erkorenen. Er weckte sie leise und zog seine Decke zurück, so dass das Licht auf sein Gesicht schien. Blies sie dieses schnell aus, so war er willkommen und konnte gleich dableiben; bekümmerte sie sich jedoch nicht darum, so zog er schnell seine Decke

über den Kopf und eilte, ehe ihn sonst jemand im Wigwam erkannte, hinaus.

* * *

29.

»Von den Megarensern wird erzehlet, dass sie ihren Bräutigam mit guten Schlägen zum Altar begleitet; Bey den Gothen soll fast dergleichen geschehen seyn: Es wären die nähesten Freunde mit vor den Altar getretten, so bald aber die Copulation verrichtet, hätten sie alle mit trocknen Fäusten dichte auff den Bräutigam zugeschlagen. Bey uns gehets zwar bey der Trauung gantz erbar zu: aber nach der Hochzeit gehet die Schlägerey offt auch an, und man solte wol die neuen Eheleute braun, blau und blutrünstig finden, weil sie einander übel geschlagen.«

Ziegler. S. 182.

30.

»Die Gelehrten haben nicht einerley Meinung, was die Dudaim, daran sich die Ertzmutter Rahel verliebt, Gen. 30. V. 14. eigentlich vor ein Gewächs gewesen. Denn etliche nennen diese Frucht Alraun, so desswegen von Rahel gebethen worden, dass sie dieselben genüssen und dadurch fruchtbar werden mögen. Andere meinen, dass es Jüden-Kirschen gewesen, die in der Waitzen-Erndte reiffen. Manche halten die Dudaim für Melonen, Lilien, Violen, Jasmin und dergleichen; mit welchem fast ein theurer Lehrer unserer Zeit übereinstimmet und saget, die Dudaim wären allerhand schöne Blumen gewesen,

welche Rüben in einem Büschel zusammen gelesen, und mit nach Hause genommen. Es sey aber endlich was es wolle, so fället mir itzo nur bey, dass etliche von dieser so hoch verlangten Frucht urtheilen, man habe ein kräfftiges Philtrum, oder Liebestranck, daraus machen können.«

Ziegler. S. 147.

31.

»Im gemeinen Leben soll Blutsfreundschafft die vertraulichste seyn: sie ist aber dennoch nicht ohne grosse Fehler. Zu Blasenburg wohnte vor Zeiten eines Grafen von Orlamünde hinterlassene Witbe, eine gebohrne Hertzogin von Meran. Diese Gräfin, wie sie von vortreflicher Schönheit war, also war sie entzündet gegen einen schönen Printz, Albert, Burggraffen zu Nürnberg, der sie auch sehr wieder liebte, um sich etwan verlauten lassen: Wofern ihn nicht 4 Augen abschreckten, wäre er wol geneigt, sich mit ihr zu vermählen. Dieses erfuhr die Gräfin, und verstund es von ihren zwey kleinen, und kaum jährigen Kinder Aeuglein, dahero sie diese aus dem Wege zu räumen gedachte, und ihnen mit einer Nadel, oben auf den Köpffchen die zarten Hirn-Blättlein zerstach, damit es nicht so gemercket wurde, sondern man glaube, dass sie natürlichen Todes gestorben. Diese Cörperlein, eines männliches, das andere weibliches Geschlechts, liegen in dem Kloster, Himmels-Cron, begraben, und sind über 200. Jahr hernach, noch ganz unversehrt anzusehen gewesen.«

Ziegler. S. 144.

32.

»Ein bekannter Jesuit erzehlet dieses artliche Gedichte: Es habe sich einsmals ein Engel auf öffentlichem Marckte sehen lassen, und lauter Creutze feil gehabt, mit vermelden, dass man auff der andern Seite schon finden würde, was es eigentlich vor ein Creutz wäre, und wie es heisse. Unter allen diesen Creutzen befand sich ein gar grosses, welchem ein frischer behertzter Jüngling zueilete, und es mit ausgebreiteten Armen begierig umfinng; da hingegen die andern ihre kleinen Creutzlein gantz furchtsam, mit zitternder Hand ergriffen und hielten. Als nun ein jeder das seinige hinweg hatte, und befohlen wurde, dasselbige umzuwenden, damit er sehe, was vor eines dieser oder jener Käuffer erwehlet; fand der eine darauf geschrieben: Die Armuth; Ein anderer: Die Verachtung, oder die Kranckheit, Neid, Stieff-Mutter und dergleichen. Zuletzt, da jedermann begierig war zu wissen, was doch derjenige, der sich so muthig an das gröste Creutz gewagt, überkommen, fand man darauff: Ein böses Weib.«

Ziegler. S. 174.

33.

Bei der Geburt eines Kindes wird in Japan, altem Gebrauch entsprechend, ein Baum gepflanzt, der bis zum Hochzeitstage des betreffenden Weltbürgers unberührt bleibt. Erst wenn die Trauungsstunde schlägt, wird der Baum gefällt und ein geschickter Tischler fertigt aus dessen Holz einzelne Möbelstücke, die von dem jungen Paare als wertvollster Schmuck des Hauses bewahrt werden.

34.

Ueber die Art und Weise, wie sich die Deutschen Bellville's (Illinois) in alten Zeiten amüsierten, gibt folgender Bericht H. Raab's Auskunft:

In den alten Zeiten waren Pikniks und Barbecues sehr beliebte Volksvergnügungen. Ueber die Entstehung des Namens Piknik sind die Gelehrten heute noch im Unklaren; unserer Ansicht nach ist diese Art der Unterhaltung auf amerikanischem Boden entstanden und hat sich von hier aus dem Wesen und dem Namen nach über die ganze gebildete Erde verhreitet. Die fêtes champêtres der Franzosen mögen dazu den Anstoss gegeben haben; in England und Deutschland erscheint der Name »Piknik« zuerst in den vierziger Jahren, aber alle diese Veranstaltungen zur Belustigung im Freien können mit einem echten amerikanischen Piknik den Vergleich nicht aushalten. Ob, wie der Oberschwede Knispel einmal bei einem Piknik des »Vereins der schwedischen Alpensänger aus den Apenninen von Spanien« behauptete, der Name daher entstanden ist, dass »die Frauen freundlich dazu nicken, wenn wir Männer eifrig picken«, lassen wir dahingestellt sein. Trotz dieser geistreichen Auslegung ist der Ausdruck Piknik noch in mystisches Dunkel gehüllt; jedoch wir lassen uns an der Sache genügen und wollen nicht weiter in das Dunkel der Entstehungsart und Namengebung eindringen.

Da zu jener Zeit ein Unterschied der Stände noch nicht bestand und alle gleich reich oder gleich arm waren, so nahm die ganze Bevölkerung einer Ansiedlung an dem Feste teil. Am Vorabend des Festes wurde gekocht, gebraten und geschmort, was an Delikatessen das

Land und die Jahreszeit bot. Am Morgen zog die ganze Familie mit Kind und Kegel, Vater und Mutter mit Körben beladen, in den Wald und im Schatten der Bäume lagerte sich die Gemeinde. Während die Frauen die Tafel auf dem Rasen herrichteten und Kaffee kochten, ergingen sich die Männer und die zahlreiche Jugend in lustigem Spiel. Besondere Anstalten zur Unterhaltung waren nicht getroffen. Während an einem Ende des Festplatzes die, so singen konnten, ihre Stimmen erschallen liessen, liefen am anderen die Männer um die Wette oder versuchten sich im Weit- oder Hochsprung, spielte die Jugend Ringelreihen oder Blindekuh, oder »Wie gefällt Dir Dein Nachbar« und ähnliche Spiele. Ein Programm, wie es heutzutage üblich ist, ward nicht aufgestellt; Jedermann unterhielt sich in ur- und naturwüchsiger Weise, so gut er konnte. Das Vergnügen erlitt dadurch keinen Abbruch; jeder und jede war vom besten Geiste beseelt und bereit zum Vergnügen der anderen beizutragen. Dass dabei mancher Schabernack und loser Streich mit unterlief, ist nicht zu verwundern. Wenn die Essenszeit herankam, wurde das Zeichen zum »Einhauen« gegeben und alle lagerten sich um die reichbesetzte »Tafel« und thaten der Kochkunst der Frauen alle Ehre an. Zu der Mahlzeit war jedermann willkommen, einerlei ob er sein Teil dazu beizutragen hatte oder nicht. Nach dem Essen, bei dem es an Trinksprüchen und erbaulichen Reden, sowie sonstiger Kurzweil nicht fehlte, pflegten die älteren Männer und Frauen beschaulicher Ruhe, während das junge Volk unter den Bäumen sich im Gespräch erging. Manch zartes Verhältnis wurde hier angesponnen oder fortgesetzt, Händedruck und Kuss getauscht, und die hier

begonnenen Verhältnisse wurden später vor dem gestrengen »Squire« durch Hymens Bande befestigt. Mit erneuter Energie wurden die Spiele später wieder aufgenommen und mit Einbruch des Abends aus den Brocken, die übrig geblieben, ein zweites Mahl hergerichtet, worauf man sich froh über den schön verlebten Tag nach Hause begab. Die wohl vorbereiteten, programmmässig verlaufenden Pikniks der Gegenwart mit dem »Comfort« des Fortschritts stehen unserer unmassgeblichen Ansicht nach weit hinter jenen der »alten Tage« zurück. Dass man heute grössere Ansprüche stellt, ist nicht günstig für die Vergnügungsfähigkeit des Volkes.

An nationalen Festtagen und bei politischen Versammlungen erweiterten sich die Pikniks zu »Barbecues«. Ein »Barbecue« ist ein Piknik in grossem Stile. Um die Menge, die sich hier oftmals auf Tausende belief, zu bewirten, mussten umfassende Vorbereitungen getroffen werden. Am Saume des Waldes, wo die Menge sich lagerte, wurden zwei bis drei Fuss tiefe Gräben gegraben und in diesen ein starkes Holzfeuer unterhalten. Wenn die Klafterscheite in richtiger Glut standen, wurden über den Gräben Gerüste errichtet, an die Viertel Rindfleisch, ganze Schweine und Schafe, oder auch Turkeys und anderes Geflügel gar geröstet wurden. Männer, mit langen Schöpflöffeln versehen, sammelten die ablaufende Brühe, um sie beständig über das bratende Fleisch zu giessen und auf diese Weise Weise den Wohlgeschmack zu fördern. Es lässt sich nicht leugnen, dass auf diese Art zubereitetes Fleisch sich durch Zartheit und Würze auszeichnet. Wenn das Fleisch gar war, wurden die Tiere zerlegt und die Stücke an hölzernen Spiessen serviert.

Da es an Tellern und Esswerkzeugen mangelte, so musste »ex faustibus« gegessen werden, und dies bot dem Zuschauer oft einen nicht gerade ästhetischen Anblick. Nachdem die Speisung vorüber war, wobei oft stärkere Getränke keine unwesentliche Rolle spielten, fanden dann im Schatten der Bäume die »stump speeches« statt. Bis zur Höhe von drei Fuss war ein stattlicher Baum abgehauen und geglättet worden, auf dem der Redner seinen Stand einnahm. Parteien gab es damals in Illinois noch nicht und Konventionen zur Nomination von Kandidaten waren unbekannt. Jeder, dem Volke sich darbietende Bewerber um ein Amt — sei es für ein Staats- oder Bundesamt — stellte sich persönlich dem Volke vor und verfocht die Grundsätze, nach denen er das Amt zu verwalten gedachte. Das war keine geringe körperliche und geistige Anstrengung, denn die Ansiedlungen lagen sehr zerstreut und die Mittelpunkte waren nur zu Pferde und unter grossen Mühen zu erreichen. Kein Wunder, dass die Kandidaten kurz vor der Wahl körperlich und geistig ermüdet waren und die Zeit von der Wahl bis zum Amtsantritt der Ruhe widmeten und da die Wahlen im August stattfanden, war ihnen diese Ruhezeit wohl zu gönnen. Konventionen, die die Wahl dem Volke aus der Hand nahmen und die Auswahl der Kandidaten den Politikern von Fach überantworteten, kamen, in Illinois wenigstens, erst im Jahre 1836 in Aufnahme. Schreiber dieses erinnert sich aus dem Anfang der fünfziger Jahre, besonders aber während des Wahlkampfes zwischen Buchanan und Fremont, noch ganz lebhaft, dass ganze Delegationen aus weit entfernten Counties in Wagen mit Weib und Kind und einem

Musikkorps, aus kleiner und grosser Trommel und einer Querpfeife bestehend, nach Belleville kamen, um derartigen politischen Versammlungen und »Barbecues« beizuwohnen. Die Leute hatten in ihren mit Zelttuch überspannten Wagen mehrere Tage auf der Reise zugebracht und des Nachts im Walde kampiert.

35.

In dem aus den dreissiger Jahren stammenden und von H. Raab 1899 im »Westen«, dem Sonntagsblatte der »Illinois Staatszeitung«, veröffentlichten Tagebuch des Schmiedegesellen Christoph Freyer wird von einem Volksfeste Folgendes berichtet:

Diessbach, den 12. Februar 1832. Die hiesigen Burschen hatten am vergangenen Montag ein kurioses Fest. Es herrscht hier nämlich der Gebrauch, dass die ledigen Burschen auf einem benachbarten Dorfe eine Tanne betteln, dieselbe heimziehen, verkaufen und den Erlös vertrinken. Diesmal war es eine Tanne von ungeheurer Grösse; vor dem Zuge her kam Mosje Hanswurst, welcher durch wunderliche Kreuz- und Quersprünge die Zuschauer belustigte; nun folgte die Avantgarde, zwölf Mann, in ganz alter Schweizertracht; dieses war sehr hübsch anzusehen; sie hatten sich sämtlich graue ehrwürdige Bärte gemacht und trugen grosse Schlachtschwerter und Hellebarden. Nun kam der Zug selber. Vierzig Paar weiss gekleidete und mit rothen Bändern um den Arm geschmückte Jünglinge zogen den Wagen, an welchem ein langes Seil befestigt war. In dem Seil war aller zwei Ellen ein Pfahl zum Ziehen und in diese zwei Bögen von Buchsbaum befestigt, welche die Kummet

vorstellten. Auf der Tanne sassen vier Musikanten. Als sie vor dem Wirtshaus ankamen, kaufte der Wirt die Tanne um zehn Thaler; sie wurde abgeladen und nun nahm der Ball seinen Anfang.

Dieser unterschied sich sehr von den Bällen, welche die Altenburger Bauernsöhne halten, als ich noch zu Hause war. Anstatt dass dort nur kalte Zurückhaltung, Nachahmung der Städter und sehr oft ein lächerlicher Hochmut zum guten Ton gehören, so herrscht dagegen hier gegenseitiges Zutrauen, zwanglose Unterhaltung und fröhlicher Gesang. Ich muss gestehen, es gefällt mir hier zehn mal besser als zu Hause. Es heisst zwar, wo der Groschen geschlagen ist, gilt er am meisten, ich behaupte dagegen: Ein Prophet gilt nirgend weniger als in seinem Vaterlande!

* * *

Von allen Unterhaltungen, die dem Herzen des Negers teuer sind, ist die beliebteste der sogenannte »Cake Walk«, und sie ist zugleich diejenige, die mehr als andere Unzufriedenheit stiftet.

Wie schon der Name besagt, ist der »Cake Walk« eine Unterhaltung, bei der die Gäste um den Preis eines grossen Kuchens von einladendem Aussehen gehen oder promenieren. »Cake Walks« werden weniger von Privatpersonen, als von geselligen, eigens zu dem Zwecke gebildeten Vereinen veranstaltet. Die Teilnehmer gehen paarweise spazieren, je ein Mann und eine Frau, die letztere zur Rechten des Mannes. Zuweilen ist die Probe die, zu sehen, welches von allen Paaren mit der grössten Grazie einhergeht; oder es gilt zu zeigen, wer

am sichersten gehen kann. Der Mann trägt dabei eine Fahne vor sich her, und muss nun so gut er kann zu verhindern suchen, dass dieselbe unnötig schwankt. Oder es wird eine Linie mit Kreide auf dem Boden gezogen, und entlang dieser Linie muss der Mann gehen, ohne von einer Seite zur anderen zu schwanken, während seine Partnerin, die ihn untergefasst hat, ihm zur Seite einhergeht. Das Gewinnerpaar erhält den Kuchen und der Rest des Abends wird in Festlichkeit zugebracht, wenn nicht eine Schlägerei entsteht, wozu der Neger unglücklicher Weise sehr geneigt ist. Eifersucht zwischen den Weibern, die oft wahre Amazonen sind, oder zwischen Weibern und Männern bilden die gewöhnliche Ursache von Streitigkeiten. Wenn der Streit zwischen zwei Frauen entsteht, so fahren sie einander in die Haare und bearbeiten einander mit den Fäusten. Der Streit zwischen zwei Männern nimmt in der Regel gefährlicheren Charakter an, da fast jeder Mann, unbeschadet des Gesetzes über das Tragen von Waffen, doch bewaffnet geht. Nicht selten kommt es auch vor, dass sich ein Streit darüber erhebt, ob die Zusprechung des Preises eine gerechte gewesen ist, und es folgt dann eine allgemeine Balgerei, bei der der Kuchen natürlich vollständig in Stücke zerbrochen und vernichtet wird.

Man nennt allgemein das Rasiermesser ein »Cake Walk Knife«, denn der Neger benutzt es ebenso oft bei Schlägereien, wie der Weisse zum Rasieren. Mit zurückgeschlagener Klinge, und indem es zur Hälfte am Griff, zur Hälfte am engen Teil der Klinge umfasst wird, dass es nicht gleiten und den Träger schneiden kann, ist das Rasiermesser eine gefährliche Waffe und verursacht

schrecklich klaffende Wunden. Revolver machen zu viel Geräusch und ziehen dadurch leicht die Polizei herbei.

* * *

Ganz abgekommen ist der sonderbare Gebrauch an Peter und Paul: Knaben trugen zu Zweien eine Stange auf den Schultern und sangen den Vers:

Heut ist Peter und Pauletag,
Werfet de Hafe zum Lade rab,
Lend ich is it verdriesse,
Peter und Paule wereds scho wieder ibiesse,

indem sie um Henkeltöpfe baten, die sie an die Stange hingen, bis sie eine Anzahl derselben gesammelt hatten, worauf sie dieselbe in irgend einen Schuttwinkel trugen, mit der Stange zerschlugen und riefen:

Peter und Paul
Schlaget enander aufs Maul!

(S. 262. J. Laible, Geschichte von Konstanz. Konstanz 1896.)

* * *

Die Kinder der öffentlichen Schulen von Indianapolis feiern jedes Jahr ein Maifest im Freien. Unter einem grossen Baume wird eine Bühne angebracht, auı welcher die weissgekleidete Königin nebst einer Ehrendame, beides Schülerinnen, Platz nimmt. Dann versammeln sich die Kinder um sie, singen und deklamieren. Eine hohe, mit Blumen und lang herabhängenden Bändern geschmückte Stange repräsentiert den historischen May

pole. Derselbe wird von den Kindern umtanzt, wobei zuerst die Bänder um die Stange geschlungen und dann wieder abgewickelt werden. Der Hauptzweck dieses zuweilen auch mit gymnastischen Uebungen verbundenen Festes ist, die Kinder einen halben Tag im Freien zubringen zu lassen.

* * *

Jede Jahreszeit, so auch der Winter, hat seine besonderen Vergnügungen. — Die erste amerikanische Eisyacht (Segelschlitten) wurde vor etwa 28 Jahren bei Poughkeepsie, N. Y., gebaut. Damals war das Fahrzeug schon ein schnelles, obgleich unbeholfen in der Form; heutzutage ist es mit allen technischen Vervollkommnungen konstruiert und besitzt die Schnelligkeit des Sturmes. In der That existiert nichts, was den Menschen so rasch durch die Luft trüge, wie ein moderner Eissegelschlitten. Die grösste Schnelligkeit, welche mit einem Eissegelschlitten je erreicht wurde, betrug eine halbe Meile in 15 Sekunden, was also 120 Meilen in einer Stunde gleichkommt.

Der Eissegelschlittensport wird besonders im Osten betrieben, auf dem Hudson, dem nördlichen Shrewsbury, dem Champlain-, Erie-, Minnetonkasee und anderen Gewässern. Am meisten bekannt sind die Eis-Yacht-Clubs am Hudson, in der Nähe des schon genannten Poughkeepsie. Schon seit 16 Jahren existiert eine Preistrophäe für die Eissegelschlittenwettfahrten. Es ist dies ein von dem New Hamburg (N. Y.) Club im Jahre 1881 gestiftetes, roth und weisses Seidenfähnchen mit goldbedruckter Inschrift, um welche alljährlich gekämpft wird.

Eine Reihe von Eissegelschlitten haben bereits dieses Siegeszeichen davongetragen, so »Phantom«, »Haze«, »Avalanche«, »Northern Light«, »Jack Frost« und »Icicle«.

* * *

Bergbewohner haben unter allen Nationen etwas sie von den Bewohnern der Ebene scharf Unterscheidendes in Eigenart, Lebensweise, Brauch und Sitte, und trotz der Verschiedenheit von Rasse und Klima untereinander etwas auffallend Uebereinstimmendes. Dies erstreckt sich nicht nur auf Wohnung, Lebensart und Tracht, sondern bis auf ihre Vergnügungen und Spiele. So finden wir beispielsweise bei den Bergschotten nicht nur die nackten Kniee und Wadenstrümpfe der Oberbayern und Nordtiroler wieder, sondern auch das Eisschiessen, das als nationaler Sport im Winter auf den oberbayerischen Seen mit Eifer betrieben wird. Es trägt in Schottland den Namen »Curling« und ist anerkanntermassen das schottische Nationalwinterspiel.

Da es übrigens erst vor längstens 400 Jahren vom europäischen Festlande nach Schottland kam und erst seit etwa einem Jahrhundert festen Fuss gefasst hat, so ist es nicht ausgeschlossen, dass es sogar wirklich vom bayerischen Eisschiessen abstammt. Natürlich hat es sich in Schottland einige Veränderungen gefallen lassen müssen, die aber unwesentlich sind. Curling ist seit mehreren Generationen in Schottland so beliebt, dass sich kaum ein Dorf findet, das nicht einen Curlingklub besässe.

Auf der Eisfläche kleiner, meist künstlicher Teiche finden sich im Winter die Spieler zusammen. Kein

Rang und kein Stand ist unvertreten. Man sieht an diesem Spiel den Richter wie den Krämer, den Handwerker wie den Geistlichen beteiligt, und während der Dauer des Curling sind alle Standesunterschiede verwischt. Nur der beste Spieler gilt. Man gebraucht zum Schieben nach dem Ziele, einem im Eise stehenden Kegel, nicht wie in Oberbayern hölzerne, mit Blei ausgegossene Scheiben, sondern glattpolierte, mit einem Handgriff versehene, etwa sieben Kilo schwere Steine. Man fasst diese am Handgriff und schleudert sie mit einer teils drehenden, teils schwingenden Bewegung nach dem Ziel. Kraft wie Geschicklichkeit sind gleicher Weise zum Erfolge nötig. Die gerade nicht am Wurf befindlichen Spieler sorgen durch Reinkehren der Bahn dafür, dass die Würfe unter möglichst günstigen Bedingungen erfolgen können.

36.

Noch ist aus alten Tagen die fröhliche Fastnacht übrig geblieben, wo man 3 Tage lang sich vermummt, Ritter-, Türken- und Kriegerkostüme anzieht, historische Persönlichkeiten, Bletzlibuben und Hanseln darstellt, sich unerkannt neckt, maskierte Umzüge veranstaltet, Maskenbälle besucht und hinter auffallenden »Narren« die Buben herrufen und schauderhafte Reime im Dialekte und im Chor nachschreien, z. B.:

Narro, Narro, siebosie,
Siebo, siebo Narro ghi,
O Narro! Hoscht der Muetter Kuechli geschtohle,
Gimmer an, Haberschtrau, Surkraut,

Füllt de Buebe d' Huut us,
Und de Mädli d' Mäge
Und de alte Wiber Pelzkräge.«

J. Laible, Geschichte von Konstanz. Konstanz 1896. S. 261.

37.

Ueber das Haberfeldtreiben berichtet ein aus Liesbach stammender Deutschamerikaner auf Grund eigener Erfahrung in dem zu Allegheny City erscheinenden »Sonntagsboten« vom 1. April 1899 folgendes:

Der Name Haberfeld wird deswegen angewandt, weil dieses Sühne-Gericht nur im Spätherbst stattfindet, wenn der Haber geschnitten; bei uns tritt im Oktober schon Frost ein, der Boden ist also gefroren, aber noch nicht mit Schnee bedeckt, so dass keine Spuren hinterlassen werden; vor und nach dieser Zeit wird nicht getrieben. Das Haberfeldtreiben stammt aus alter Zeit, da der Adel alle Rechte und der Bauer keine hatte, und ist später auf Schandthaten übertragen worden, wofür es keine Strafe bei Gericht gab, oder aber, wenn Nachbarn überzeugt von einer Schuld waren, das Gericht jedoch keine genügenden Beweise hatte, um den Uebelthäter zu fassen und zu strafen.

Das Haberfeldtreiben ist ein moralisches Gericht und nicht zu verwechseln mit den Greuelthaten unserer hiesigen feigen Weisskappen. Beim Habern giebt es weder finanziellen noch körperlichen Schaden für den Schuldigen, und besteht dasselbe nur im Vorlesen seines Sünden-Registers, Katzenmusik etc. Und nun zur Sache.

Soll jemand eine Schandthat begangen haben, so fordert der jeweilige Haberer-Meister seine Vertrautesten, 6 bis 8 Stunden weit voneinander wohnende Bauern, zu einem bestimmten Platz im Walde in dunkler Nacht und legt diesem Ausschuss den Fall vor. Dann wird beschlossen, Erkundigungen einzuziehen, ob das Gerücht auf Wahrheit beruht, und bejahenden Falls wird in der nächsten Versammlung dieser Haberer-Aeltesten das Treiben beschlossen. Dieses geschieht schon Monate vor dem Treiben und ohne dass der Betreffende oder ein Uneingeweihter eine Ahnung davon hat. Die eingeschworenen Treiber werden von Nacht und Stunde des Treibens benachrichtigt. Diese Treiber sind ebenfalls nur dem Komitee bekannt und bestehen zuweilen aus 5 bis 10 Wegstunden entfernt wohnenden Bauern und erreichen oft eine Zahl von 400 bis 500 Mann.

Findet das Treiben bei einem im Dorfe oder Marktflecken wohnenden Bauern oder Bürger statt, so erhalten die Nachbarn eine Stunde, ehe der Rummel losgeht, auf geheimnisvolle Weise die Warnung, sich ruhig zu verhalten, das im Stalle befindliche Vieh von der Kette loszumachen, damit es durch den Spektakel nicht wütend wird und sich erdrosselt, desgleichen alle Lichter auszulöschen etc.

Nun kommen im Nu vielleicht 150 bis 200 Mann mit scharfgeladenen Gewehren und ziehen um den Hof des Uebelthäters einen Cordon, durch den niemand passieren kann, der das Losungswort nicht weiss, also kein Treiber ist. Verräterei giebt's nicht, und es muss schon ein dummer, mit den Verhältnissen völlig unvertrauter Mensch sein, wenn er den Durchgang erzwingen

will; thut er das trotz Warnung, so büsst er seine Naseweisheit mit dem Leben. Jeder der Treiber ist unkenntlich gemacht durch falschen Bart und mit Russ geschwärztem Gesicht.

Innerhalb dieses äusseren Cordons wird ein zweiter Cordon aufgestellt mit vielleicht ebensovieler Mannschaft; diese haben ihre Waffen blind geladen und feuern beim Treiben auf Kommando nach jedem Knüttelverse los; sie gehören also mit zum Treiben, während der äussere Cordon zum Schutze da ist.

Nun ertönt ein Pfiff und alle innerhalb dieser zwei Kreise befindlichen Mannschaften versammeln sich um den Haberer-Meister, der den Befehl giebt, den Uebelthäter aus seiner Behausung, nur mit einer Hose bekleidet, herauszubringen, meistens zum Balkon oder der sog. Labn, die jedes Bauernhaus bei uns hat, und dort wird der Missethäter von zwei oder vier Männern gehalten, mit zwei Fackeln beleuchtet, um sein Urteil anzuhören.

Der Haberer-Meister hat seinen Posten auf einer umgestürzten Wassertonne, die vor jedem Hause sich befindet, um das Regenwasser von der Dachrinne aufzufangen; neben ihm befinden sich zwei leuchtende Fackeln, welche von zwei Männern gehalten werden. Nun versammelt er seine Mannschaft, von welcher jeder ein paar blecherne Hafen, Deckel, Giesskannen oder ein sonstiges »melodisches« Spektakel-Instrument hat, ebenso blind geladene Pistolen u. s. w. Ein Musikchor ist dabei stets am Platze.

Bis jetzt ist alles lautlos vor sich gegangen und schneller als ich dies niederzuschreiben vermag. Nun beginnt die Verlesung der Versammelten, und zwar mit verstellter Stimme und fingierten Namen. Der Meister

ruft: »Der König von Preussen!« — »Hier!« antwortet der Mann, welcher diesen Titel führt. — »Der Landrichter von Miesbach!« — »Hier!« — »Der Pfarrer von Gmünd!« — »Hier!« u. s. w., bis die Liste zu Ende ist. Fehlt ein einziges Mitglied, so geht die Versammlung lautlos auseinander, und das Treiben findet nicht statt, weil die Polizei vielleicht durch Zufall Wind davon bekommen und den Mann abgefasst hat. Herausgebracht haben die Gerichte darüber noch selten etwas.

Ist alles in Ordnung, so geht's los.

»Im Namen des Kaisers Karl von Untersberg
Die Haberer sind da zum Haberfeld-Treiben,
Gebt's Acht auf Feuer und Licht,
Damit kein Unglück geschieht?«

Das ist die Eingangsformel. In nicht zu zarten Knittelversen verliest der Haberer-Meister das Sündenregister, und nach jedem Verse fragt er die Versammlung: »Is wahr, Buam?« »Wahr is«, schreien die Treiber, und dann kommt's Kommando: »Gebt's ihm die Ehren-Salven!«

Jetzt geht ein Höllenspektakel los; alle blind geladenen Schiesswaffen werden abgefeuert, die Musik spielt einen gräulichen Akkord u. s. w.

Ein Pfiff und alles ist ruhig. Dann wird frisch geladen und der zweite Vers beginnt; dasselbe Spiel, 10 bis 12 Verse, und dann »Auseinander!« Jeder geht unter'm Schutze der Nacht auf Umwegen seiner Wohnung zu. Das Haberfeldtreiben ist vorüber und der Missethäter ist der Lächerlichkeit und Verachtung überliefert.

Sollte durch Unvorsichtigkeit Feuer entstehen oder sonst etwas vernichtet worden sein, so wird sofort Ersatz mit klingender Münze geleistet und dem Betreffenden auf geheimnisvolle Weise zugestellt, ohne dass er jemals erfährt, woher es kam.

Bemerken will ich noch, dass durch die schweren Strafen — das Gesetz betrachtet Haberfeldtreiben als Landfriedensbruch, Ehrenbeleidigung, groben Unfug, nächtliche Ruhestörung, u. s. w. — dieser Brauch nicht aufhört; im Gegenteil, der Bauer wird noch dickköpfiger und mit Gesetzen wird wenig oder nichts erreicht, wenn nicht die Meinungen sich ändern.

38.

Wenn in Cuba jemand stirbt, so bleiben die Fenster seiner Wohnung sechs Monate geschlossen. Die Kleider, die ihm für die Beerdigung angezogen werden, werden zerrissen; auch wird der Sarg zerschnitten und zerhackt, so dass also nichts in das Grab gesenkt wird, was des Stehlens wert wäre.

* * *

In Mexiko sind, schreibt ein Korrespondent an den »Denver Republican«, die Gräber so teuer, dass die Leichen oft nach kurzer Zeit herausgescharrt werden, um für andere Platz zu machen. Stirbt ein Armer, so wird ein Grab für ihn von seinen Verwandten gemietet; zahlen diese jedoch die Miete nicht mehr, so wird der Tote ausgegraben und auf die Seite geworfen.

* * *

39.

In dem von Italienern bewohnten Stadtteile Newyorks giebt es professionelle Totenklägerinnen, welche an der Leiche eines Verstorbenen gegen Bezahlung Klagegesänge ertönen lassen. Sie werden prefiche genannt. Der betreffende Gebrauch ist besonders in Calabrien, Sizilien und in den Abruzzen verbreitet.

Die irländischen Klageweiber in Newyork werden Keeners genannt; ihr Singen ist übrigens nichts als ein widriges, aufregendes Geheul.

40.

Der Yokohama-Korrespondent einer englischen Zeitschrift schreibt aus dem Lande des Mikado: Anlässlich des vor kurzem erfolgten Todes einer kleinen japanischen Prinzessin machte man sich allseitig darauf gefasst, dass von dem kaiserlichen Haushofmeister sorgfältig ausgearbeitete Ordres in Bezug auf die vorschriftsmässige Landestrauer herausgegeben werden würden. Zur allgemeinen Erleichterung geschah dies jedoch nicht. In Hinsicht auf das noch sehr jugendliche Alter der kleinen Verstorbenen beschränkte man sich darauf, nur die unmittelbar bei Hofe angestellten Personen kurze Zeit trauern zu lassen. Im übrigen wurde von dem Vorkommnis wenig Notiz genommen. Hätte es sich aber um eine der kaiserlichen Familie nahestehende erwachsene Person gehandelt, so wäre die Sache ganz anders ausgefallen. In einem solchen Falle wird stets die formelle Bekanntmachung erlassen, dass es bei strenger Strafe verboten ist, während der ersten drei bis acht Tage zu musizieren,

öffentliche oder private Festlichkeiten zu veranstalten etc. Dieser Befehl gilt für das ganze Land. Die Vertreter der besseren Gesellschaft müssen ausserdem ganz bestimmte Kleidung tragen und sich auf eine ebenfalls genau fixierte Zeit jedes Fleischgenusses enthalten. Dieser merkwürdige Umstand, nämlich das regelrechte Fasten, gehört zur japanischen Trauer, ganz gleich, ob man den Verlust eines Familiengliedes zu beklagen hat, oder auf höheren Befehl um einen Anverwandten des Landesherrn oder gar um diesen selbst trauern muss. Was die Familientrauer anbelangt, so werden da mit Rücksicht auf das Geschlecht und das Alter der Verstorbenen noch besondere Unterschiede gemacht, ausgenommen bei Eltern oder Gatten, in welchem Falle die Trauerkleidung 13 Monate hindurch getragen und auf Fleischnahrung 50 Tage lang verzichtet werden muss. Sterben die Grosseltern oder Onkel und Tante väterlicherseits, so hat man fünf Monate zu trauern und 20 Tage zu fasten; sind es aber nur die Eltern oder Schwestern, bezw. Brüder der Mutter, dann genügen schon 90 Tage der Trauer und eine dementsprechende Fastenzeit. Kinder unter drei Monaten werden überhaupt nicht »äusserlich« betrauert; haben die kleinen Wesen noch nicht das 7. Jahr erreicht, beobachtet man auch nur unbedeutende Rücksichten. Im allgemeinen behalten die Japaner ihre Toten in ehrfurchtsvollem Andenken und nie werden sie es versäumen, den Gräbern der Dahingeschiedenen die von dem japanischen »Trauerkodex« vorgeschriebenen periodischen Visiten abzustatten. Diese Besuche fallen zuerst auf den 7., den 14., den 21., den 35. und den 49. Tag nach dem Tode des Betreffenden. Nun pausiert man

bis zum 100. Tage und wartet dann bis zur ersten Wiederkehr des Todestages. Von diesem Zeitpunkt an hat man nur noch nötig, den Hügel des Verstorbenen am dritten Jahrestag aufzusuchen, ferner am 7., am 13., am 23., am 27., am 33., am 37. u. s. w. Unter dem Einfluss moderner Kultur, die in letzter Zeit immer mehr Eingang in Japan findet, werden diese alten Gebräuche voraussichtlich bald verschwinden. Eine grosse Anzahl vornehmer Unterthanen des Mikado betrauern ihre Todten bereits ganz nach europäischer Sitte.

41.

Nicht viel mehr als ein Jahrzehnt ist es her, dass Louis Riel, der zeitweise so berühmt gewordene Mestizen-Rebellionsführer, welcher eine drohende Aufstandsbewegung im Nordwesten der Dominion hervorrief, im Namen der britischen Regierung in den Baracken zu Regina gehängt wurde. Unmittelbar ehe die Hinrichtung stattfand, rief der Verurteilte, der ein Religionsfanatiker war, mit feierlicher Stimme, die von allen Augenzeugen des tragischen Vorganges vernommen wurde, aus: »Brüder, in drei Tagen werde ich wieder auferstehen.« Und Tausende der Bevölkerung glauben heutzutage steif und fest, dass er Wort gehalten habe, und haben ihre ganz eigene Ueberlieferung über jenes Ereignis, gerade wie z. B. Bauern in Oesterreich viele Jahrzehnte lang sie bezüglich des Kaisers Joseph II. hatten, oder noch jetzt altbayerische Gebirgler bezüglich des unglücklichen Königs Ludwig II. haben.

Riel hatte den Wunsch ausgesprochen, dass sein

Körper in der Nähe von Winnipeg, auf dem St. Bonifaciusfriedhofe, der Erde übergeben werden möge; indes wurde dieser Wunsch zunächst nicht erfüllt, sondern die Leiche in Regina begraben, und erst auf die Vermittlung des Erzbischofs Tache hin wurde die Erlaubnis gegeben, die Leiche nach erstgenannter Stätte zu bringen. Die Regierung befürchtete nämlich, dass es allenfalls zu einem allgemeinen Aufstand der grossen französischen und Mischlingebevölkerung des nordwestlichen Territoriums kommen werde, bei welcher Riel als Märtyrer galt und noch gilt, und dass mindestens tumultuarische und blutige Kundgebungen aus einem öffentlichen Begräbnis entstehen könnten. Zwischen der Regierung und dem Erzbischof Tache wurde daher unter der Hand verabredet, die Leiche erst, nachdem sich die erste Aufregung gelegt habe, und auch dann nur heimlich, nach dem schliesslichen Ruheplatz zu bringen.

Man trug weitgehende Sorgfalt, dass das Volk gar nichts von der Fortschaffung nach letzterem Orte erführe, und ausser dem Erzbischof und mehreren anderen kirchlichen Würdenträgern war — soweit man wusste — niemand zugegen, als James Egan, der Superintendent jenes Teiles der Canadischen Pacificbahn. Aber Riels Freunde hatten gar feine Ohren; sie wussten schnell genug Bescheid, und es gelang ihnen, einen Bruder des Gerichteten in demselben Waggon zu verstecken, in welchem sich die Kiste mit der Leiche befand, — damit nämlich, wenn Riel wieder zum Leben erwachen sollte, wie seine Anhänger fest glaubten, jemand zur Stelle sei, um ihm den ersten Beistand zu leisten und ihn wegzuschmuggeln. Dieser Bruder sah dem Rebellenhäupt-

ling überaus ähnlich, so sehr, dass er schon manchmal von Freunden mit diesem verwechselt worden war.

Als nun der Zug langsam über die lange Brücke ausserhalb Winnipegs polterte (es was überdies ein Umweg zum Friedhofe gewählt worden) näherte sich der Yardmeister Pat Farley, der selber an Riels Prophezeiung glaubte, mit zitternden Schritten, Gebete murmelnd, der Thüre des Leichenwaggons, um sie dienstgemäss zu öffnen. Mit einem gellenden Schrei fuhr er zurück und rannte davon, unter dem Ruf: »Es ist Riel! Er ist wieder lebendig geworden!« Alle blickten, nicht ohne Furcht, in den Waggon hinein, wo das Wunder sich wirklich erfüllt zu haben schien, denn im Halbdunkel stand das genaue Ebenbild des vor drei Tagen Gehängten lebendig da! Farleys Rufe waren in der ganzen Nachbarschaft, in der sich allerdings nur wenig Menschen befanden, vernommen worden. Erzbischof Tache war der erste von der Partie, welcher ein Wort über die Lippen brachte. »Halt, meine Freunde!« rief er aus; »fürchtet Euch nicht. Ihr seht nicht Riel, sondern seinen Bruder.« Bald genug zeigte es sich, dass er Recht hatte, — das heisst, nur ein paar Personen überzeugten sich davon.

Im übrigen verbreitete sich die Kunde von dem aufregenden Vorfall wie ein Lauffeuer, und alsbald hiess es, dass der Rebellenheld sich wohl und munter auf freiem Fuss befinde. Die Regierung liess es sich Mühe und Auslagen kosten, diesen Glauben zu widerlegen, und hatte dennoch keinen allgemeinen Erfolg damit. Manche hielten an einer religiösen Auferstehung Riels fest; im übrigen verbreitete sich weithin die Legende, dass Riel durch ein Einverständnis mit dem Henker in Regina

dem Galgen entgangen sei, und die Kiste mit der angeblichen Leiche bloss Steine enthalten habe, dass es aber thatsächlich der lebendige Riel gewesen sei, welcher den biederen Pat und die anderen so sehr erschreckt und sich dann in Sicherheit gebracht habe. Um die Aufmerksamkeit der Regierung abzulenken, fabrizierte man — so fügt die Volksüberlieferung hinzu — die Geschichte von der Verwechslung mit Riels Bruder.

Die behördlichen Dementis wollten bei den Gläubigen nichts fruchten. Und so glaubt noch immer ein Teil der Provinzialbevölkerung, dass Riel am Leben sei und insgeheim eine neue Empörung schüre. Unterstüzt wird dieser hartnäckige Glaube auch noch von der Thatsache, dass es nicht definitiv bekannt geworden ist, wo Riels Gebeine wirklich schlummern, — ausser vielleicht wiederum etlichen Freunden. So ist die Geheimnisthuerei der Behörde, begründet, wie sie sein mag, die beste Nährmutter obiger Volkslegende geworden.

* * *

Eine furchtbare Sage, schreibt David Strauss im zweiten Bande seines Werkes über den Dichter C. F. D. Schubart, knüpft sich an Schubart's Begräbnis. Aus meinen Knabenjahren erinnere ich mich der Erzählung meiner Eltern, und noch jetzt kann man in Stuttgart und in der Umgebung hier und da von älteren Personen in verschiedenen Formen erzählen hören, dass der unglückliche Dichter lebendig begraben worden sei. Durch ein unterirdisches Getöse aufmerksam gemacht, habe der Totengräber am Abend nach der Beerdigung den Sarg wieder ausgegraben und geöffnet —

oder beim Graben eines benachbarten Grabes sei ein Stück jenes Sarges ihm entgegengefallen — und in dem geöffneten Sarge habe man Schubart auf dem Bauche liegend, mit blutig gekratzten Nägeln, aber entseelt gefunden. — Die Krankheit, an welcher Schubart gestorben war, die Zeit, die zwischen seinem Ableben und dem Begräbnis verstrich, der Mangel jeder offiziellen Notiz — alles macht diese Erzählung unglaubhaft, wozu noch kommt, dass sie mir aus einer der ältesten Quellen mit der notorisch irrigen Bescheinigung zugeflossen ist, als hätte sich die Sache auf dem Gottesacker des benachbarten katholischen Dorfes Hofen zugetragen, wo kurz vor Schubarts Tod sein Freund Schieferdecker beigesetzt worden war.

Auch liegt die Idee, der Sinn dieses Mythus klar zu Tage. Tief hatte sich dem schwäbischen Volk der Kontrast eingeprägt, welcher mit dem schranken- und rastlosen Geiste des Dichters dessen langwierige, enge Kerkerhaft bildete; es schaute in Schubart ein Leben an, das, freiheitsuchend, in dumpfer Luft erstickte; er war der Lebendigbegrabene schon auf dem Asperg gewesen und hatte sich auch selber mündlich und schriftlich so genannt: jetzt, nach seinem Tde, wurde die bildliche Anschauung zur sagenhaften Wirklichkeit.

42.

Ein erschreckliches Beispiel hat sich Anno 1588. im Dorffe Drensen in der Graffschafft Dassel zugetragen, indem ein Bauer-Knecht, Frantz Ruschemeyer genannt, eine Witbe mit 6 unerzogenen Kindern geheyrathet. Anfänglich liess sich der Mann gar fein an, wurde aber

seines Weibes je mehr und mehr überdrüssig, und ihr dermassen gram, dass er sie kaum für Augen sehen können. Dieser Gelegenheit wuste sich der leidige Asinodi und Ehe-Teufel, zu der armen Leute euserstem Unglück, meisterlich zu gebrauchen, er erschiene dem Mann etliche mal, und hiess ihn das hässliche Weib erwürgen; denn er würde doch mit ihr seine Lebetage kein Glück haben; er wolle ihm eine bessere, schönere und reichere verschaffen, mit der er recht glücklich leben solte.

Frantz hatte nur 16. Wochen, und zwar meistens im Zanck und grosse Unfriede, sein Weib gehabt, und folgte doch dem Teufel; kömmt am Sonntage nach Ostern, im Mitternacht aus dem Walde heim, schleicht in sein Haus, und reist seinem schlafenden Weibe mit einem Brodt-Messer den Leib auff, dass ihr das Eingeweide herausdrünge, und gieng wieder davon, und hoffte, es würde die That nicht auff ihn kommen.

Die Frau aber richtete sich in solcher ihrer höchsten Noth auff, fassete das Eingeweide mit ihren Kleidern, so gut sie kunte, und drückete es in den Leib, machte auch ein erbärmliches Geschrey, dass die Nachbarn zulieffen, lebte auch noch 5 Tage, und sagte beständig, dass ihr eigener Mann diese Unthat vollbracht.

Morgens früh, um 9 Uhr, kam der Bösewicht aus dem Söllinger Walde, von seinen Pferden nach Hause, und stellete sich, als wüste er nicht, was vorgangen: wurde aber gleich gefänglich angenommen, und weil er, ohne Tortur, alles bekannte, den 28 Martii gerädert.

Ziegler. S. 184.

* * *

Ein Schaarwächter-Lieutenant zu Lion in Franckreich war wegen seines unzüchtigen Huren-Lebens in der gantzen Stadt in bösem Ruffe, und ging einst zwischen 11. und 12. Uhr des Nachts mit etlichen Wächtern auff den Gassen herumb, da er sich gegen die andern vernehmen liess: Wer ihm begegnen werde vom Frauen-Volck, der sollte ihm nicht entkommen, biss er mit ihm Unzucht getrieben, und wenns der Teufel wäre. Kaum hatte er diese vermessene Worte ausgesprochen, da er gleich in einer Gassen, unfern von der Saonen- und Ararisch-Brücken, eines wohlgekleideten Weibes-Bildes gewahr wird, die nebst einem Knaben, der die Laterne trug, sehr hurtig nach Hause eylete. Der geile Mensch nicht faul, findet sich hinzu, und fragt nach abgelegtem Gruss, wo sie so spät hin wolle? Sie gab vor, sie habe sich, weil ihr Ehe-Herr nicht zu Hause, ein wenig bei ihrer guten Freundin verspätiget und mit ihr zu Abends gegessen; der Lieutenant commandirete aus seinen bei sich habenden Wächtern ihrer 2. zurück, die übrigen 2. aber nam er mit sich, und begleitete die vermeinte Dame nach Hause, welche sich zwar etwas entschuldigte, aber doch die Thüre durch ihre Laqveyen auffmachen, und diesen Huren-Jäger mit seinen Leuten hinein liess.

La Jaquire thät nach kurtzen Wortwechsel seinen schändlichen Begierden ein seltsames Genügen, und trieb mit diesem Teufel Unzucht, wie gleich darauff auch die beyden Wächter, die er mitgenommen. Nach vollbrachter That und unerhörter Vermischung fragte dieses Gespenste, was sie wohl meinten, wer sie sey? Jaquire erschrack und seine unglückselige Mitbuhler, und sprachen, wir

wissens so genau nicht, ohne dass wir gläuben, dass sie die allerschönste Person von der Welt sey.

Weit gefehlt! antwortete die Verfluchte, ich will euch sehen lassen, wer ich bin, schlug darauff ihr Kleid hinweg biss auf den Rücken, da denn diese liederliche Leute gewahr worden, dass sie mit einem allerabscheulichsten, hesslichsten, stinckenden und inficirten Aasse, ja mit dem Teufel selbst zu thun gehabt; Darauff das höllische Unthier mitsamt dem Palast verschwand. Die Unzüchtigen Nacht-Raben befanden sich gar schlecht, lagen zwischen altem Gemäuer, dahin man den Mist und Unflath zu schütten pflegte; Einer starb gleich vor Schrecken, die anderen lagen mehr als zwo Stunden, wie Schweine auff dem Unflathe ausgestreckt. Den Tag darauff verreckte der Lieutenant auch, dem der dritte, nachdem er den gantzen Verlauff erzehlet, am vierten Tage auch folgete. Dieses Trauer-Spiel soll in gantz Franckreich kund seyn; Wie denn Anno 1621. noch zweene Wächter gelebet, welche obgedachtes vermumtes Aass gesehen, aber von dem Lieutenant zurück geschicket worden seyen.

Ziegler. S. 693.

* * *

Es erzehlet Ludovicus Granatensis von einem, der eine verdammte Seele mitten in den höllischen Flammen zu Gesichte bekommen. Dieser sahe erstlich, wie die armselige Seele des Verdammten, mit gresslichen Ungestüm zum Teufel hinn gerissen worden, der sie auch mit grosser Begier erwartete. Lucifer sass in einem feurigen Stuhle, so bald aber der Verdammte angekommen, stund

er auff, und sprach: Billich ist es, dass du mit meinem gewöhnlichen Sitz geehret werdest; Weil du ohndem dem Ehrgeitz, und Hochmuth jeder Zeit ergeben gewesen. Auff der Seiten stunden schreckliche Diener, die abscheulichsten Teufel, welche dem neuen höllischen Gaste einen bittern grausamen Trunck anboten, welchen anzunehmen und auszutrincken, diese verdammte Seele gezwungen wurde, mit Vermeldung, dass es sich also gezieme, weil dieser Verdammte von Jugend auff der Völlerey zugethan gewesen. Darauff kamen zwei andere höllische Geister, welche mit feurigen brennenden Trompeten den Verdammten in die Ohren bliessen, und sprachen; ihm gehöre keine andere Music, weil er in der Welt in unzüchtigen Gesängen und Liedern seine volle Belustigung gesucht, und manch unschuldiges Hertz dadurch geärgert hätte. Bald darauff erschienen zwey andere, welche den Seelen die gifftigsten Schlangen an die Brust warffen; dieses aber darumb, weil dieser verdammte Mensch der Hurerey und unziemlichen Küssen ergeben gewesen.

Ziegler. S. 950.

* * *

Keine Schindergrube, keine Cloac ist mit der Hölle, so viel den unerträglichsten Gestanck betrifft, im geringsten zu vergleichen. Denn der Unglaubigen Theil wird seyn in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet, Apoc. 21. V. 8. Eines theils wird solches unleidentlichen Dampffs Ursach seyn das rauchende Pech und der Gifft-führende Schwefel: Anders theils nicht allein der verdammten Leiber, so an Hässlichkeit alle

scheussliche Aeser übertreffen werden; sondern der Teufel Gestanck selbsten, welche, ob sie wohl Geister sind, dennoch iederzeit diesen abscheulichen Geruch der Höllen mit sich geführet.

Ziegler. S. 841.

* * *

Zwar ist es nicht ohne, dass der Satan, durch sein verruchtes Zauber-Geschmeisse, auch schrecklichen Hagel hier und dar fallend gemacht; Allein das geschiehet doch anders nicht, als wenn es 9077 der HErr zulässet. Solcher Gestalt hat diese Jahre hindurch das gute Hertzogthum Steyer von solchem Teufels-Gesinde unglaublichen Schaden erlitten; Wie es die eigene Aussagung der hingerichteten Zauberer zu Feldbach, Radkerspurg, Voitsberg, Grauwein und anderen Orthen, sattsam bezeuget.

Im Jahr Christi 1688. im Junio haben die Hexenmeister einen solchen Hagel und Schauer herunter geworffen, dass deren etliche Steine auff 5. Pfundt gewogen, und hat man unweit der Haupt-Stadt Grätz gewisse grosse Vögel wahrgenommen, welche in der Höhe von diesem Grausamen Schauer-Wetter geflogen, und selbiges hin und her geführet.

Einige haben bekannt, dass sie zu dieser Bossheit die gesegnete Hostien gemissbraucht, und weil sie sehr schändlich damit umgangen, sey, ihrem Bedüncken nach, das rothe Blut hervor gequollen, daran sie sich doch nicht gekehret, sondern froh gewesen, dass sich hierauff der klare Himmel verfinstert, und an den Orten, wo sie gewollt, Hagel geworffen.

Andere haben gesaget: Sie wären mit dem bösen Feinde ausgeflogen, und nachdem sie bey einer Eichen, woraus allerley Wein geflossen, gutes Muths gewesen, hätten sie hin und her Erbiss aus einem schwartzen Topffe ausgestreuet, woraus ein solcher jammerlicher Schauer worden, der auch ihr eigenes Getrayde in Grund geschlagen.

Etliche offenbareten, wie an einem Orth, den sie gezeiget, eine kleine alte Mauer stehe, so offt sie von besagter Mauer etliche Steinlein in die Höhe würffen, so offt entstehe ein gross Ungewitter und Hagel, den sie nachmahls nach ihrem Gefallen austheileten. Man hat diese Mauer dergestalt zerstöret, dass nicht ein Stein davon zu sehen gewesen, aber den andern Tag sey eben dieses Gemäuer, wie zuvor, gestanden, und sey noch diese Stunde zu sehen. Welches alles der kayserliche Prediger, P. Abraham, und noch viel mehr erzehlet.«

Ziegler. S. 32.

43.

Ueber eine in Nord-Dakota gelegene Ansiedlung der Tunker berichtet A. Simon in der »Illinois-Staatszeitung« vom 20. August 1897 folgendes:

»Nach einer Fahrt von kaum zwei Stunden durch die unermesslichen mit Getreide angebauten Flächen und an zahlreichen freundlichen, einladenden Farmgehöften vorbei, langten wir in dem rund 600 Einwohner zählenden, den Stempel der Solidität und Wohlhabenheit tragenden Städtchen Cando, dem Gerichtssitz von Towner County, an, welches trotz seiner grossen Jugend eine Reihe recht ansehnlicher und allem Anschein nach gut gehender

Geschäftsläden, ausserdem fünf grosse Getreidespeicher, zwei gute Hotels, ein imposantes Schulhaus, mehrere Kirchen und zwei englische Zeitungen aufzuweisen hat.

Wir befanden uns nun in dem Turtle Mountain-Gebiet und inmitten einer Bevölkerung, die zum überwiegenden Teile aus Mitgliedern und Anhängern der unter dem Namen Tunker oder German Baptist Brethren bekannten Sekte zusammengesetzt ist. Diese sich ausschliesslich dem Ackerbau widmenden Leute, von denen die älteren des deutsch-pennsylvanischen Dialektes sich bedienen, huldigen der einfachsten Lebensweise, verabscheuen allen Schmuck und Tand, führen einen streng gottesfürchtigen Lebenswandel, und vermöge ihrer Enthaltsamkeit und Frugalität, gepaart mit eisernem Fleiss, gelingt es ihnen auf ihrem oft dornenvollen Felde der Thätigkeit in verhältnismässig kurzer Zeit das von ihnen ausgewählte Heimstätteland in guten Kulturzustand zu bringen und auf demselben für sich und ihre meistens sehr kinderreichen Familien behagliche Wohngebäude, für das Vieh warme, dem Klima angemessene Stallungen zu errichten.

Den Herrn Bass betrachten die Tunker als ihren Wohlthäter und hängen an ihm mit innigster, dankbarer Liebe. Dieser Bahnbeamte war es nämlich, auf dessen persönliche Agitation und Ratschläge hin im Jahre 1893 eine Anzahl Tunkerbrüder aus Indiana und einigen anderen Staaten jene Gegend besuchte und sich mit deren Klima, Bodenbeschaffenheit und landwirtschaftlichen Hilfsmitteln näher vertraut machte. Die von diesen Pionieren an ihre zurückgebliebenen Glaubensbrüder erstatteten Berichte lauteten so günstig, dass bereits im darauffolgenden Früh-

jahre 250 weitere Tunker zu der Vorhut in Nord-Dakota stiessen. Diese bildeten den Anfang und Kern der von Jahr zu Jahr an Zahl und Ausdehnung zunehmenden Tunker-Kolonieen. Die fortgesetzten Bemühungen des genannten Herrn in der eingeschlagenen Richtung und der damit Hand in Hand gehende Einfluss, welche mehrere der Tunker-Aeltesten auf die noch in den östlichen Staaten als arme, von der Hand zum Munde lebenden Pächter ausübten, hatten zur Folge, dass im Frühjahr von 1895 weitere 435, Ende März 1896 sogar 1036 und voriges Frühjahr nicht weniger als 1457 genannter Religionssekte angehörige Personen nach dem Turtle Mountainbezirk übersiedelten. Welch einen bedeutenden Faktor diese arbeitsamen, fest zusammenhaltenden Leute, von denen ein Teil sich auch in benachbarten Counties kolonieenweise niedergelassen hat, für die Landwirtschaft Nord-Dakotas bilden, geht am besten aus der Thatsache hervor, dass von Cando aus, wo vor ca. 5 Jahren nur einige hunderttausend Bushel Weizen zum Versand kamen, im vorigen Jahr über eine Million Bushel nach dem Osten verschickt wurde.

Unser Eintreffen in Cando fiel zu meiner aufrichtigen Freude mit dem Beginn des von den Tunkern des Candobezirkes zu veranstaltenden jährlichen Liebesfestes zusammen, welches zwei Tage dauerte und bei welchem die Verherrlichung des Abendmahles nach vorhergegangener Fusswaschung den Hauptakt bildet.

Den Schauplatz der Feier bildete ein acht Meilen von Cando auf offener Prärie stehendes, aus Holz erbautes Meeting House — der Name Kirche wird von den Tunkern in Bezug auf ihre eigenen Gotteshäuser nie

angewendet —, welches weder Turm noch irgend welchen äusseren oder inneren Schmuck zur Schau trug; das Ganze war von unübertrefflicher Einfachheit. Kahle Wände ringsum, von einem Altar oder einer Kanzel keine Spur. Roh gezimmerte Bänke, von denen im Hinblick auf das bevorstehende Liebesmahl je zwei einen ebenso schlichten, langen Holztisch zwischen sich stehen hatten, einige Stühle für die Aeltesten am vorderen Ende der Halle, eine die ganze Länge des Raumes messende, in Drähten hängende schwarze Ofenröhre, welcher man ihren Verbündeten, den Heizofen, geraubt und entführt hatte, und mehrere von der Decke herabhängende Petroleumlampen bildeten die ganze Ausstattung des einsam auf der Haide stehenden Kirchleins.

Der Anfang des Gottesdienstes war auf vier Uhr Nachmittags festgesetzt. Man hatte wohl deshalb eine so späte Tagesstunde gewählt, weil nicht wenige der Gemeindeglieder mit ihren Familien eine Reise von vierzig bis fünfzig Meilen und darüber machen mussten, um der hehren Feier beiwohnen zu können und es bei den schweren Lasten, welche viele der Tunkerehepaare in Gestalt von »eigenem Fleisch und Blut« auf ihren geräumigen Farmerwagen mit sich führten, trotz der ziemlich guten Landstrassen, acht bis zehn Stunden erforderte, diese weiten Strecken zurückzulegen.

Schon früh am Nachmittag konnte man aus allen Himmelsrichtungen die mit grossen und kleinen Tunkern bepackten Wagen jeglichen Alters und der verschiedenartigsten Bauart über die sonst wie ausgestorben daliegende, ausgedehnte Prärie in immer anwachsenden Reihen auf ihr gemeinsames Ziel lossteuern sehen. Es war ein

Samstag, welcher von einem anderen Zweig dieser Sekte, den sog. »Siebentägern«, als Sabbath streng gefeiert wird, während sie am Sonntag gewöhnliche Arbeit verrichten.

Die progressiven Tunker sowohl wie die konservativen, zu welch letzteren die Kolonieen in Nord-Dakota zu zählen sind, beobachten jedoch den ersten Tag der Woche als Sonntag und Tag der Ruhe; das mit Gesang und Gebet, Fusswaschung und Einnahme des Liebesmahles einzuleitende Liebesfest hat vorschriftsmässig in den Stunden des Zwielichtes am Vorabend des Sonntags zu beginnen, doch da hier in Nord-Dakota im Juli die Sonne erst gegen neun Uhr abends, an mehreren Tagen sogar noch etwas später, hinter dem westlichen Rande der Ebene hinabsinkt, so wird jener auf die Dämmerungsstunden Bezug habende Teil der Verordnung ignoriert, alle übrigen Satzungen aber werden aufs strengste befolgt.

Trotz den langen, im Winde flatternden und sich hin und wieder um den Hals schlingenden Bärten der Männer, welche nur an der Oberlippe das Rasiermesser ansetzen, ihren breitkrämpigen, das Gesicht beschattenden schwarzen Hüten, den dunkelfarbigen, gerad geschnittenen, langen Gehröcken, trotz der vom Gesichte weit vorstehenden schwarzen Kapuzen der Frauen und ihren einfachen dunklen Gewändern ist der Eindruck, den diese Leute auf den Fremdling hervorbringen, dennoch ein recht freundlicher und wohlthuender. Man muss ihnen dabei nur frei in das offene, ehrliche Antlitz blicken und die auf demselben sich widerspiegelnde Herzensgüte und aller Heuchelei bare Frömmigkeit auf sich einwirken lassen, dann wird man nicht umhin können, sich

gewissermassen zu ihnen hingezogen zu fühlen, ihren Lehren und ihrer Denkungsart den schuldigen Respekt zu zollen.

Während draussen um das Versammlunghaus sich allmählich eine mächtige Wagenburg bildete, zu welcher auch die Fuhrwerke vieler die Sache als eine Art Picknick betrachtenden Andersgläubigen aus Cando ihr Kontingent stellten, füllte das Innere des schlichten Baues sich bald bis zum Erdrücken. Links führte ein Eingang zu den Bänken der Männer, rechts ein solcher zu denjenigen der Frauen, ein Gang in der Mitte trennte die Geschlechter. Sobald die Frauen und Mädchen Platz genommen, vertauschten sie ihre dunklen Kapuzen mit weissen, das Gesicht eng umrahmenden Tüllhäubchen, welche viel Aehnlichkeit hatten mit der Nachthaube meiner Grossmutter. Der Gottesdienst wurde durch ein Gesangbuchslied eingeleitet. Herzhaft, kräftig und trotz der fehlenden, verpönten Orgelbegleitung genau den Rhythmus beobachtend, verschmelzen sich die frisch aus Herzensgrunde fliessenden Töne zur schönsten Harmonie, die nur hier und da durch obligate Schrei- und Wimmerklänge aus den Kehlen der zahlreich vorhandenen Babies gestört wurde. Gebete und Predigten der Aeltesten wechselten noch mehrere Stunden lang ab mit dem Absingen geistlicher Lieder, dann wurde Pause gemacht, um den dienstbaren Frauen und Männern Gelegenheit zu geben, das mittlerweile draussen hinter der Kirche im Freien in grossen Kesseln zubereitete Liebesmahl aufzutragen. Dieses bestand aus Rindfleisch und Suppe, in welche Brot eingebrockt wurde. In jeder Hinsicht dem Prinzip der äussersten Einfachheit huldigend, bildete Blech das

Material, aus welchem Schüsseln, Teller, Wasserbecher und Löffel verfertigt waren; Messer und Gabeln bestanden aus Eisen. Beim Auftragen der Speisen bedienten sich die Aufwärter zur Beschleunigung ihrer Arbeit einer Methode, wie ich sie in meinem Heimatstädtchen in Deutschland von der Löschmannschaft habe ausüben sehen, wobei die Männer von der Handspritze bis zur Brandstätte eine lange Reihe bildeten und die ledernen Löscheimer einander zureichten; ähnlich wurde hier mit den dampfenden Schüsseln verfahren.

Hiernach nahmen die Tunker auf den an beiden Seiten eines jeden Tisches stehenden Bänken ihre Plätze wieder ein und unter Gesang wurden die Vorkehrungen zur heiligen Handlung der Fusswaschung und des Liebeskusses getroffen, welche darin bestanden, dass die Tischtücher zuerst von beiden Seiten über die Schüsseln und Teller geschlagen und für jeden Tisch ein Eimer mit Wasser und eine Anzahl Handtücher herbeigeholt wurden. Zunächst verlas einer der Aeltesten das Kapitel 13, Ev. Johannis, in welchem von der Fusswaschung die Rede ist und worin es heisst: »Stand er (Jesus) vom Abendmahl auf, legte seine Kleider ab, und nahm einen Schurz und umgürtete sich. Darnach goss er Wasser in ein Becken, hub an, den Jüngern die Füsse zu waschen und trocknete sie mit dem Schurz, damit er umgürtet war.«

Nach diesem zog der am obersten Ende eines jeden einzelnen Tisches sitzende männliche Tunker seinen Rock aus, »umgürtete« sich mit einem Handtuch und wusch seinem Nebenmanne, der inzwischen sich der Schuhe und Strümpfe entledigt hatte, mit sichtlicher Gewissenhaftigkeit und Liebe zur Sache die Füsse, trocknete sie

fein säuberlich an den von seiner Leibesmitte herabhängenden Zipfeln des Handtuches ab und dann folgte Handschlag, Umarmung und der Liebeskuss. So ging das weiter, Reih auf, Reih ab; der letzte auf der gegenüber befindlichen Bankreihe vollzog den Liebesdienst bei bei dem ersten, welcher vorhin den Anfang gemacht hatte. In ähnlicher Weise ging die Fusswaschung auf der Frauenseite vor sich, nur bemerkte ich, dass das Wasser in den Eimern dort nicht so schnell sich schmutzig färbte, wie das bei den Männern der Fall war; vielleicht verfuhr man hier nicht ganz so gründlich.

Auf den mit einem empfänglichen Gemüt begabten Menschen können diese Zeremonien, diese frommen, einem von aufrichtiger Gottesfurcht erfüllten Herzen entspringenden Liebesbezeugungen keinen anderen als einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hervorbringen.

Es folgte nun das Liebesmahl, während welchem häusliche und landwirtschaftliche Fragen, sowie Familienangelegenheiten besprochen wurden und dann gelangte das Programm des ersten Tages durch die Feier des heiligen Abendmahles zum Abschluss. Die Fuhrwerke wurden hurtig reisefertig gemacht und bald darauf herrschte da, wo kurz vorher noch Gesang, fröhliches Geplauder und die Stimmen weinender Kinderchen zu hören waren, auf der ganzen weiten, jetzt von den goldenen Strahlen des untergehenden Tagesgestirns verklärten Prärie, Todesstille.«

44.

Wer schon Gelegenheit hatte, der Bestellung der Felder in Utah zuzusehen, wird bemerkt haben, dass

hinter dem Pflug grosse, schöne, weisse Vögel einher fliegen und wandern, welche die Würmer, Larven, Mäuse und Maulwürfe, welche die Pflugschar aus der Erde emporhebt, als willkommene Speise verzehren. Es sind Möven. In ihrem eigentlichen Bereich auf der See unnahbar und scheu, fast stets von ihren Schwingen getragen, haben diese Vögel hier eine merkwürdige Umwandlung durchgemacht, und sind so zahm geworden, dass sie fast wie die Hühner sich dem pflügenden Ackersmann und seinem Gespann nähern.

Die Mormonen behaupten, dass der Himmel ihnen die Möven ganz speziell als ein Zeugnis seiner Güte geschickt habe, und es gilt als schweres Unrecht, eine derselben zu töten. Auch existiert ein Gesetz, welches auf die Tötung einer Möve $ 5 Strafe setzt. Die Umstände, unter welchen die Möven nach Utah kamen, sind aber auch seltsam genug. Vor etwa 20 Jahren überzogen ungeheure Schwärme von Heuschrecken das Land, welche entsetzliche Verwüstungen unter der Ernte anzurichten begannen. Da, in der grössten Not, erschienen plötzlich — man wusste nicht, woher sie kamen — Herden von Möven, welche mit den Heuschrecken kurzen Prozess machten. Die Vögel haben an den Ufern des Salzsees Brutplätze gefunden und sind geblieben. So wurde die Möve gewissermassen zum heiligen Vogel der Heiligen des jüngsten Tages.

45.

An die amerikanischen Glaubensheiler erinnert lebhaft die kleine, in London existierende »Sekte der

sonderbaren Leute«. Ueber dieselbe wird unter dem 24. Oktober 1897 von genannter Stadt aus berichtet:

In der vorigen Woche standen zwei Anhänger dieser Sekte hier vor Gericht, weil sie ihre Kinder hatten sterben lassen, ohne ärztliche Hilfe heranzuziehen, und jetzt ist Herr David Tansley, der Oberälteste einer der Unter-Sekten, in welche die »Sekte der sonderbaren Leute« gespalten ist, gestorben. Die Sekte entstand um das Jahr 1840 in Essex, ihre Anhänger zogen aber bald zum Teil nach London und errichteten hier Gebetshäuser.

Ein wesleyanischer Geistlicher namens James Banyard war der Begründer der Sekte; er predigte jedoch ein wenig anders, als die übrigen Wesleyaner. Die Abweichung von der wesleyanischen Kirche wurde aber eine vollständige, als sich nach einigen Jahren der folgende Vorfall ereignet hatte: Ein Mitglied der Sekte, welches an der Auszehrung litt, behauptete eines Tages, der Herr habe zu ihm mit den Worten des 14. Verses des 5. Kapitels der Epistel Sankt Jakobi gesprochen: »Ist jemand krank, der rufe zu sich die Aeltesten der Gemeinde, und lasse sie über sich beten und salben mit Oel in dem Namen des Herrn.«

Banyard fasste dies sofort als göttlichen Befehl auf, und am nächsten Sonntag wurde der Kranke in das Bethaus gebracht. Die ganze Gemeinde befand sich in grosser Erregung über das, was ihr verheissen war. Sie betete, legte die Hände auf den Kranken und salbte ihn mit Oel. Einem gedruckten Zeugnisse über den Vorgang zufolge wurde der Kranke geheilt, konnte fortan 12 Meilen täglich zu Fuss gehen und Brotrinden essen; er lebte noch viele Jahre in guter Gesundheit. Solche wunder-

bare Heilungen kamen mehrere vor. Ferner passierte es eines Tages, dass ein Mitglied der Sekte sich einer Operation durch einen Arzt unterzog. Dabei glitt das Messer aus und der Kranke wurde so verwundet, dass er starb. Das erregte grosses Aufsehen in der Gemeinde, und es wurde nun ein Glaubenssatz, dass man jede ärztliche Hilfe ablehnen müsse und die Heilung von Krankheiten nur noch durch Beten, Auflegen der Hände und Salben mit Oel bewirken. Manche ihrer Kranken fanden nun ein schnelleres Ende, aber das erschütterte den Glauben der Gemeinde nicht. Die Sekte wählte einen Bischof, und dieser Bischof wurde eines Tages von einem zur Sekte gehörigen Mann namens Tansley wegen verschiedener, angeblicher nicht der Glaubenslehre entsprechenden Handlungen angegriffen. Darüber entstand eine Spaltung, und Herr Tansley wurde das Haupt einer Unter-Sekte. Nun ist er gestorben; seine Anhänger haben während seiner Krankheit viel gebetet, da er natürlich auch ärztliche Hilfe verschmähte.

* * *

Verwandt mit den »Glaubensheilern« ist die »Holy Ghost Band«, deren Mitglieder gewöhnlich »Holy Ghosters« genannt werden.

»Die Ortschaft Old Lyme in Connecticut kann auf das traurige Renommee Anspruch machen, dass von seinen angesehensten Bürgern Greuel inszeniert wurden, die an das Treiben halbwilder Indianer, die von fanatischem Aberglauben befangen sind, erinnern. Die Verüber der Greuel bilden eine religiöse Gemeinde, die sich »Holy Ghost Band« nennt und die von einer früheren

Lehrerin und Missionarin namens Elizabeth Sisson aus New London gegründet ist. Nachdem sie längere Zeit in Indien zugebracht hatte, kehrte diese »Prophetin« mit einem von ihr adoptierten Hindumädchen namens Nadyia heim und alsbald begann sie in Erweckungsversammlungen den Samen des Fanatismus zu streuen.

In der Methodistenkirche zu Black Hall machte sie den Anfang und dort hatte sie es binnen kurzem so weit gebracht, dass die einsichtsvolleren Gemeindemitglieder sich mit Abscheu von dem wüsten Treiben abwandten und den Pastor C. B. Bramley, welcher vollständig unter dem Einfluss der Sisson stand, zum Niederlegen seines Amtes zwangen. Das Gleiche brachte sie in der Baptistengemeinde zu Old Lyme fertig, deren Pastor sich ebenfalls der neuen Prophetin anschloss. Binnen kurzem gelang es ihr, eine bedeutende Anzahl von Anhängern zu sammeln, die sich als »Holy Ghost Band« konstituierten; unter ihnen befanden sich die angesehensten Bewohner des Ortes, wie der Postmeister Caulkins mit seiner Frau, Wilbur Anderson, der in Yale seine Studien gemacht hatte, und andere mehr.

Das unheilvolle Treiben der »Holy Ghost Band« trat bald in unzähligen Familienzerwürfnissen zu Tage, indem die Anhänger der neuen Phrophetin ihrem blinden Fanatismus alles opferten. Der Hexen- und Teufelsglaube spielte in demselben eine grosse Rolle. Schon im verflossenen Frühjahr begann das Unwesen den Grenzen der Gemeingefährlichkeit bedenklich nahe zu kommen, doch geriet die »Holy Ghost Band« damals noch nicht mit dem Gesetze in Konflikt. Dass die leitenden Geister der Fanatiker sich den Besitz übernatürlicher Kräfte zu-

schrieben, konnte nicht wohl Wunder nehmen, und dass sie diese bei der Heilung kranker Mitglieder zu bethätigen versuchten, noch weniger.

Ihr Opfer wurde eine alte Frau namens Mather, die infolge rheumatischer Leiden weder Hände noch Füsse rühren konnte. Im Beisein des Rev. Bramley wurde die Bedauernswerte dreimal hintereinander in das eiskalte Wasser des Flusses getaucht; das verschlimmerte das Leiden der Frau natürlich bedeutend und nun hiess es, dass der Kranken der richtige Glaube gefehlt hätte und sie deshalb nicht geheilt worden wäre. Seitdem wurde Frau Mather in Ruhe gelassen, bis die Fanatiker unter einer »Eingebung Gottes« sie abermals zu heilen versuchten, freilich mit dem Resultat, dass sie furchtbaren Torturen ausgesetzt und dem Tode nahe gebracht wurde. Die grässliche Szene spielte sich in dem Hause eines gewissen Charles Young ab. Dorthin wurde die Kranke getragen und auf einem Schaukelstuhl inmitten der singenden und betenden »Heiligen« placiert. Dann fassten sich die letzteren bei den Händen und während sie die Kranke im Kreise umtanzten, gebot ihr Anderson mit lauter Stimme, sich vom Stuhle zu erheben. Natürlich war sie dazu ausser stande und die Beschwörung wurde fortgesetzt. Plötzlich warf Young sich in seiner vollen Länge auf den Fussboden und nun wurde dem Stuhl der Frau Mather von hinten ein Stoss gegeben, dass sie über den Mann stürzte. Letzterer erhob sich nunmehr, während die von furchtbaren Schmerzen gepeinigte Frau liegen blieb und wieder und wieder umtanzt wurde.

Die Schmerzensschreie der Unglücklichen wurden

von den Fanatikern für Aeusserungen des Teufels gehalten und zahlreich waren die Fusstritte, welche der Frau appliziert wurden, um den bösen Geist aus ihr zu vertreiben. Bis gegen 3 Uhr morgens dauerte der Hexensabbath, dann zwang ihre eigene Erschöpfung die »Heiligen« zum Aufhören und mehr tot als lebendig wurde Frau Mather in ihr Haus getragen. Nach einigen Tagen wurde die Geschichte bekannt und der Arzt Dr. Wallace von der Ortsbehörde mit der Untersuchung der Frau beauftragt. Dieser fand ihren Körper mit Beulen und Schrammen bedeckt und auf seinen Bericht hin wurden der Postmeister Caulkins nebst Frau, Ansel Champion nebst Frau, Wilbur Anderson sowie Charles Young vor das Gericht zitiert. Die Fanatiker behaupten, dass sie auf Gottes Geheiss gehandelt hätten. Dass der Fanatismus der »Heiligen« nahe an Wahnsinn streift, beweist eine schriftliche Erklärung Andersons, dahin gehend, dass Gott seinen Körper, aber nicht seinen Geist auf zwei Tage dem Teufel überantwortet hätte, um ihn auf die Probe zu stellen.« (Zeitungsbericht 1899.)

46.

Das Nationalmuseum in Washington hat vor kurzem eine bemerkenswerte Sammlung erworben, welche belehrende Aufschlüsse über die Feuerverehrung auf diesem Kontinent giebt. Wie es scheint, hat bei den meisten altamerikanischen Stämmen der Feuerkultus mehr oder weniger existiert, und noch heute findet man bei den Indianern Zeremonieen, welche mit dem Anmachen von neuem Feuer zu gewissen Zeiten verbunden sind.

Die Methoden, wie das Feuer angemacht wird, sind, je nach den Stämmen, verschieden, wenngleich als Prinzip das Reiben bis auf die Gegenwart vorherrscht. Als besonders verdienstlich in den Augen der Gottheit halten es die Zuni, beim Reiben ihrer Feuerhölzer feuchten Sand hinzuzunehmen, weil dadurch die Arbeit bedeutend erschwert wird. Die Onondagas gebrauchen beim »Feste des Weissen Hundes«, zu dem ein weisser Hund geopfert wird, eine Art Drillbogen, mittelst dessen das spitze Stück Holz in ausserordentlich rasche Umdrehungen versetzt wird. Eine ähnliche Vorrichtung haben übrigens auch die Hindu. Grosse Gewandtheit besitzen im Feueranmachen die Hupa-Indianer in Californien; mit zwei Stücken weichen Mosquitoholzes, das sie sorgfältig trocknen, können sie in zehn Sekunden Funken hervorbringen.

Als Zunder dient alles Mögliche. Die Eskimos von Point Barrow nehmen Weidenkätzchen, die vom Cumberland Golf brauchen die weisse Faser der arktischen Baumwolle, in einigen Gegenden Alaskas verwendet man zerschlissene Cederrinde u. s. w.

Muster oder Darstellungen von einer Reihe solcher Eigentümlichkeiten lernen wir in dem Museum kennen. Um die Zeremonieen, zu denen der Feuerkultus Anlass giebt, in einem interessanten Beispiel zu studieren, machen wir mit Hilfe unserer Kollektion einen Ausflug zu den Navajos.

Die Navajos glauben an die Reinigung durchs Feuer und waschen sich buchstäblich darin. Die Stücke, welche sie damit ausführen, stellen so ziemlich alles in den Schatten, was professionelle Feueresser und Feuerkünstler

um Geld produzieren. Wenn die Festzeit naht, schichten die Navajos einen riesigen Stoss trockenen Reisigs auf, das beim Anzünden in wenigen Augenblicken in lodernden Flammen steht. Wenn das Feuer am heissesten wütet, dann hört man in der umgebenden Dunkelheit — denn die Zeremonieen finden immer nachts statt — ein schrilles Pfeifen und ein Dutzend Krieger, geschmeidige, dürre Gesellen, in engen weissen Kniehosen und Moccassins, den Körper mit weisser Erde bestrichen, so dass sie wie lebendige Statuen aussehen, kommen in gewaltigen Sätzen durch die Oeffnung des einfachen Balkenzaunes, der die Feuerstätte umgiebt. Dann nähern sie sich langsam, gleich Wölfen kläffend, dem Feuer. In der Hand tragen sie dünne Ruten mit Ballen von Adlerflaum an der Spitze. Während sie nun immer nach links um die Lohe laufen, schlagen sie mit den Ruten gegen die Glut und versuchen so die Ballen in Flammen zu setzen, was bei der furchtbaren Hitze seine Schwierigkeiten hat. Da versucht es der Eine mit einem wilden Satz und raschem Rückprall; ein Anderer legt sich auf die Erde und versucht, an das Feuer heranzukriechen; ein Dritter sucht für seinen Ballen einen der Funken zu erhaschen, die in der Luft umherfliegen. Nach und nach gelingt es auch allen, den Ballen abzubrennen. Manchmal tragen die Teilnehmer an diesen Zeremonieen mächtige falsche Bärte und Brillen, womit sie die Weissen nachahmen wollen.

Ein merkwürdiges Bravourstück ist mit dem folgenden Feuertanz verbunden. Unter einem ohrenbetäubenden Lärm von Hörnern und sonstigen Blasmaschinen kommt ein Dutzend Krieger nach der Feuerstätte gerannt. Ein

Jeder trägt zwei grosse Bündel von Cederrindefaser, die angezündet werden. Nun beginnt ein wildes Jagen um das Feuer herum. Infolge der raschen Bewegung lodern bald aus den Bündeln lange Flammenzungen an den Armen der Läufer oder Tänzer empor und, als ob es Schwämme wären, reiben, man möchte sagen, waschen die Leute mit den Feuerbränden den eigenen nackten Körper oder den des jeweiligen Vordermannes ab. Wenn ein Bündel so weit abgebrannt ist, dass es der Tänzer nicht mehr halten kann, so lässt er es fallen und verschwindet von der Tanzstätte. Oft heben noch die Zuschauer das Bündel auf und baden die eigenen Hände in der Glut.

Man hat noch keine befriedigende Erklärung gefunden, welches Mittel die Tänzer anwenden, um bei dieser ausserordentlichen Produktion ohne Verletzungen davonzukommen. Allem Anscheine nach erleiden sie keine besonderen Schmerzen. Vielleicht ist des Rätsels Lösung in der Erde zu suchen, mit welcher die Tänzer den Körper bestreichen.

47.

Unter den barbarischen Ausschreitungen von zum Christentum bekehrten heidnischen Völkern finden wir wenige von so krasser Realistik, als die von einer gewissen Sekte in Neu-Mexico betriebenen Selbstpeinigungen zur Zeit der Fasten. Diese Sekte, bestehend aus Halbblut-Mexikanern und Indianern, ist der Mehrzahl ihrer Anhänger nach eine Nachkommenschaft der alten Azteken, der Ur-Einwohner Mexikos, und haben, durch hohe Gebirge und andere Hindernisse von der Zivilisation ab-

geschlossen, ihre alten heidnischen Gewohnheiten Jahrhunderte hindurch beibehalten. Sie wurden durch die spanischen katholischen Missionäre in die Lehren des Christentums eingeweiht, doch die Art und Weise ihrer Gottesverehrung, und besonders ihrer Bussübungen zur Zeit der Fasten sind dermassen abweichend von den christlichen Gebräuchen der zivilisierten Nationen, dass sie mit den christlichen Zeremonien kaum noch irgend welche Aehnlichkeit haben.

Der spanische Name dieser eigenartigen Sekte ist »Los Hermanos Penitentes« (die reumütigen Brüder), und schon seit mehreren Jahrzehnten haben Abgesandte der katholischen Kirche versucht, diesen Verirrungen einer halbzivilisierten Rasse Einhalt zu thun. Es sind von Seiten der Priester Drohungen ausgestossen worden, welche den Anhängern dieser Sekte Exkommunikation in Aussicht stellten, und auch in anderer Weise haben die Missionäre diese Selbstpeiniger zu beeinflussen gesucht, doch sind alle diese Bemühungen, sie von den brutalen Gebräuchen abzubringen, bisher erfolglos geblieben.

Vor fünfzig Jahren belief sich die Zahl dieser Büsser, die sich aus Schäfern, Viehtreibern und Viehhändlern im südlichen Colorado, nördlichen Neu-Mexiko und Arizona rekrutierten, auf ungefähr 4000, doch hat der Bau von Eisenbahnen in Colorado und den Territorien mehr als alles Andere dazu beigetragen, die barbarischen Gebräuche dieser Sekte zu mildern.

Heute existieren noch ungefähr 600 Mitglieder dieser Büsser-Sekte und diese sind auf den nördlichen Teil von Neu-Mexiko beschränkt. Ihre Haupt-Versammlungsplätze sind Taos, San Mateo und Tajique, in den Ranton- und

Sandia-Gebirgen, 30 Meilen von Santa Fé, der Hauptstadt des Territoriums, entfernt.

Taos ist seit mehr als einem Jahrhundert der Mittelpunkt der Büsser-Kolonie gewesen, und als Pfarrer Brun im Jahre 1873 dorthin kam, fand er die Wände im Innern der alten Missionskirche, in der sich die fanatischen Anhänger der Sekte ihre Selbstzüchtigung beibrachten, von oben bis unten mit Blut befleckt. Aus neueren Berichten des Priesters Almarez an den Bischof von Albuquerque geht hervor, dass in Cubero und Umgebung in dem Jahrzehnt vor 1890 gegen zwanzig Büsser an den Folgen von Rutenpeitschungen oder weil sie sich freiwillig einer thatsächlichen Kreuzigung unterzogen hatten, gestorben seien.

Bis zum Jahre 1884, in welchem die Santa Fé-Eisenbahn bis ins Innere von Neu-Mexiko gebaut wurde, fand man Beispiele dieser barbarischen religiösen Missbräuche der reuigen Brüder in fast jedem Städtchen des Territoriums, doch mit dem Vordringen der Zivilisation in diese Gegend schwanden jene Gebräuche immer mehr, und heute muss man schon in die weit von der Eisenbahn entfernt gelegenen Niederlassungen eindringen, wenn man die Anhänger dieser Sekte in ihrer ganzen Glorie sehen will. In Taos und Nachbarschaft sollen ihrer, einschliesslich der Frauen, noch etwa 1000 existieren, und hier treiben sie ihre Marterübungen angeblich bis aufs äusserste.

Zu ihren Versammlungen benutzten die Büsser seit über 150 Jahren ihre alten Ziegelkirchen, doch in den letzten Jahren haben die Priester dies verboten, und heutzutage kommen sie in der »Morada« oder dem Ver-

sammlungshause ausserhalb des Ortes zusammen. Während des grössten Teils des Jahres verhalten sie sich so ruhig, dass diese Morada mit den umliegenden zerbrochenen Kreuzen die einzigen Merkmale ihrer Existenz sind. Während dieser Zeit gehen sie ihrem Beruf als Schaf- und Viehhirten, Pferdezüchter oder Bergleute in den Silber-Minen nach. Sobald jedoch die Fastenzeit anbricht, beginnen auch ihre Zeremonien und Prozessionen, die in der heiligen Woche ihren Höhepunkt erreichen. Bei diesen Religionsübungen, die zuweilen von Fremden beobachtet werden, pflegen sie sich, um ihre Identität zu verbergen, durch das Ueberwerfen schwarzer Tücher über den Kopf, die sie dann um den Hals fest zusammenziehen, zu vermummen. Auch finden in Gegenden, die von der Eisenbahn berührt werden, die Zeremonien und Wallfahrten nach dem auf einem Hügel errichteten heiligen Kreuz meistens während der Nacht statt.

Der Marsch der Geisselbrüder oder Flagellanten wird wie folgt beschrieben: An der Spitze marschiert der »Pitero«, der auf einer roh gefertigten Flöte die wunderlichsten Töne und Melodien hervorbringt. Ein Begleiter schleppt ein mächtiges Kreuz, und diesem folgen dann die reuigen Brüder, den Oberkörper entblösst und von selbstzugefügten Geisselschlägen zerfleischt, die ebenfalls nackten Füsse von den Stacheln der Kaktuspflanzen und scharfen Steinen, die sie auf den Weg streuen, blutig gerissen. Bei dem Kreuze angelangt, knieen die Büsser nieder und setzen ihre Selbstpeinigungen mit den Geisseln und Peitschen fort, bis ihre Arme vollständig erlahmen, worauf sie dann den Rückmarsch nach dem Versammlungshaus antreten. Auch Frauen und

Mädchen ahmen die grausamen Zeremonien der Männer nach, indem sie sich gegenseitig mit den Zweigen stachlichter Pflanzen schlagen und barfüssig auf scharfen Steinen wallfahrten, während die jungen Burschen, um zu zeigen, wie heftige Schmerzen sie zu ertragen im Stande sind, sich nicht selten von älteren, kräftigen Leuten mit Geisseln aus Lederstreifen den Rücken peitschen lassen, bis sie erschöpft oder halb ohnmächtig zusammensinken.

Am Nachmittag des Charfreitag findet die Zeremonie der Kreuzigung statt. Auf das Geläute der Glocke auf der Morada versammeln sich dort die sämtlichen Büsser und aus dem Hause heraus tritt der »Hermano Major« oder das Haupt der Brüder in Begleitung des Mannes, der durch das Loos dazu ausersehen wurde, die Rolle des gekreuzigten Heilandes zu spielen, was als die grösste Ehre betrachtet wird. In feierlicher Prozession wird dieser Bruder nach dem »Calvario« geführt, wo schon das Kreuz bereit liegt. Auf diesem wird er von den »Brüdern des Lichts« (Hermanos de Luz), die von der Selbstpeinigung ausgeschlossen sind, mit Stricken aus Hanf festgebunden, während es in früheren Zeiten sogar vorgekommen sein soll, dass sich der Märtyrer auf seinen besonderen Wunsch ans Kreuz nageln liess, in welchem Falle er seine Opferwilligkeit nicht selten mit dem Tode büsste. In neuerer Zeit wird jedoch das Annageln, mit Ausnahme vielleicht in ganz abgelegenen Gegenden, nicht mehr gestattet. In Taos werden dem Fremden noch einzelne Mexikaner gezeigt, welche sich nach Art des Heilands kreuzigen liessen und mit dem Leben davonkamen; mit Stolz weisen sie nun auf die

Narben an ihren Händen hin. Aber auch für den Angebundenen muss der Prozess des Aufrichtens des Kreuzes, das mit einem plötzlichen Ruck in die vorher gegrabene Oeffnung herabgelassen wird, mit entsetzlichen Schmerzen verbunden sein, die er jedoch durch keinen Schrei oder Seufzer verrät. Während ihm die Seile an Armen und Beinen ins Fleisch einschneiden und in Händen und Füssen das Blut stocken machen, so dass sie blau und schwarz anlaufen, knieen die übrigen Büsser am Kreuze nieder und schauen in frommer Verehrung zu dem Märtyrer empor, bis nach Verlauf einiger Minuten der oberste Bruder das Zeichen zum Herabnehmen des Kreuzes und zur Erlösung des Gekreuzigten von seinen Qualen giebt. In den meisten Fällen befindet sich dieser bereis in einem Zustand der Bewusstlosigkeit, doch wird er bald durch sorgsame Pflege wieder zum Leben zurückgebracht.

* * *

Friedr. Hassaurek, der früher als nordamerikanischer Gesandter in Ecuador weilte, schreibt in seinem Buche »Four years among the Spanish-Americans« (Newyork 1867):

In der Nähe des Santa Clara-Klosters in Quito liegt die Gemeindekirche San Roqua, in welcher sich beinahe an jedem Abende Dienstags und Freitags Frauen geisseln und zwar im Dunklen. Männer werden nicht zugelassen. Der Geistliche, mit dem ich befreundet war, liess mich jedoch unbemerkt hinein, so dass ich den ganzen Vorgang beobachten konnte. Der Geistliche liest zuerst ein Gebet oder hält eine kurze Predigt, dann wird die Kirche dunkel gemacht und der Organist spielt ein Miserere.

Nun entblössen die Frauen den Rücken und schlagen denselben mit Peitschen, die aus Riemen einer Kuhhaut, an denen oft eiserne und andere schwere Gegenstände angebracht sind, bestehen, und zwar so lange, bis das Blut auf den Steinboden fliesst. Dann entfernen sie sich stillschweigend.

48.

»Die Klugheit gleichet demjenigen Spiesse, welche der Schottländische Priester Columba einem armen Manne gegeben, mit Versicherung, dass dieser zugespitzte Brügel seine Küche versorgen, und seinen Geld-Mangel ersetzen solte. Dem, als dieser arme Tropff den Spiess in Wald steckte, fand er täglich ein Wildpret daran hangen. Als er ihn ins Wasser legte, kunte er grosse Fische davon abnehmen: Richtete er ihn in die Lufft auff, spiesseten sich die Vögel daran, biss ihm sein Weib angelegen, dass er den Spiess verbrand hat.«

Ziegler S. 603.

49.

Ueber die Volksmedizin der Sioux oder Dakotas berichtet ein ungenannter Indianermissionär der St. Francis-Mission (Süd-Dakota) in der »Illinois Staatszeitung« vom 16. Mai 1899 folgendes:

Der Medizinmann ist der grösste Gegner der christlichen Zivilisation. Nach meiner Ueberzeugung ist der einzig wahre und deshalb auch einzig wirksame Weg, ihren verderblichen Einfluss zu brechen: sie nicht in Bausch und Bogen zu verdammen, sondern das etwa Wahre und Gute, was sie haben, anzuerkennen, um dann

um so unbarmherziger und sicherer den Betrug auszuscheiden. Wir Weisse haben ja auch unsere erprobten Hausmittel, und kein vernünftiger Arzt wird dagegen Einsprache erheben. So haben auch die Indianer, wie bekannt, sehr gute Arzneien besonders für äussere Krankheiten, Wunden und dergleichen. Von inneren Krankheiten verstehen sie soviel wie nichts, und da muss dann der Hokuspokus eintreten. Trommel und Pfeife oder Flöte, Singen und Fauchen oder Murmeln geheimnisvoller Formeln, Gestikulieren, Aussaugen des schlechten Wassers oder Blutes aus dem Herzen, ohne auch nur die Körperhaut zu ritzen, Schwitzbäder, welche Gesunde für Kranke nehmen, und grausiges Singen oder Heulen dabei, das sind so einige Proben ihres Aberglaubens.

Wir verbieten ihnen nicht, Indianermedizin zu nehmen, sondern bloss das Zulassen von Beschwörungen, die keinen natürlichen und von Gott gewollten Zusammenhang mit einer Heilung haben können. Thatsachen kommen unseren Worten zu Hilfe: Solche, welche die Taufe verweigerten, weil sonst die Beschwörungen ihrer Medizinmänner keine Wirkung mehr haben würden, starben doch. Hätten wir sie getauft, dann hätten sie uns ins Gesicht gesagt, wie ich's oft zu hören hatte: »Du hast ihn getötet durch die Taufe«. Jetzt rufen die meisten die Aerzte von der Agentur; die thun es auch billiger, d. h. verlangen nichts, während ihre eigenen Doktoren nichts geben, ohne dafür ein Pferd, eine Decke oder irgend etwas Bewegliches mit heim zu nehmen.

Da fällt mir noch eine gute Anekdote ein, die hierher gehört. Fuhr ich da vor einiger Zeit mit Einem, der früher selbst Medizinmann gespielt, um Kranke in

den Lagern zu besuchen. Wir kamen auch auf die Medizinmänner zu sprechen. »Weisst Du auch,« fragte mein Begleiter, »dass die Dakotas die Kröte als Doktor verehren?« — »Nein, wieso?« — »Nun, wenn jemand einen wehen Finger voll Eiter hat und kein Doktor helfen kann, dann suchen sie eine Kröte, thun ihr ein schönes Perlröckchen an, hängen ihr ein Glöckchen um den Hals mit rotem Bande, setzen sie auf einen Tisch und halten ihr den wehen Finger hin. Sie schnappt danach und saugt das böse Blut heraus. Der Finger ist nachher wie ertötet, aber er wird gesund.« — »Das ist schon recht,« sagte ich, »wir Weisse haben auch unsere Blutegel; dabei ist kein Aberglaube. Aber wozu der Perlrock und die Schelle?« — »Das ist das Honorar für den Krötendoktor, nach einem uralten Kontrakt zwischen den Dakotas und der Kröte.«

* * *

Die Grippe wurde im 16. Jahrhundert zu Konstanz »spanischer Pips« oder »russischer Katarrh« genannt.

* * *

In einigen Gegenden Russlands glaubt man, die Cholera trete in Gestalt einer Teufelin auf. Nach einer vor kurzem im »London Telegraph« veröffentlichten Korrespondenz hatten die Bewohner des Dorfes Prasloukha sich vorgenommen, die Unheilsbotin zu töten und warteten also auf ihre Ankunft. Endlich sahen sie eine fremde Frau in einem mit Leinwand überspannten Fuhrwerke sich ihrem Dorfe nähern und ersuchten sie, schnell zu verschwinden. Die Frau erklärte darauf, dass sie keine Zauberin sei und sich daher auch nicht un-

sichtbar machen könne. Darauf bildeten die Bauern einen Kreis um sie, schrieen, sangen und beteten und schossen zuletzt ihre Flinten auf sie ab. »Brüder, dankt Gott,« riefen sie dann aus, »wir haben die Cholera getötet!« — Der Name der unglücklichen Frau war Kondratieff.

* * *

»Citronen sind gut wider die Gifft, und erzehlet Matthiolus von einem Egyptischen Fürsten, dass er etliche Uebelthäter den Schlangen vorwerffen lassen, dass sie von diesem furchtsamen, hässlichen Gewürme möchten vom Leben zum Tode gebracht werden; Weil aber diese verurtheilte Personen, bey ihrer Hinführung zur Schlangen-Grube, ihr bestes Labsal in frischen Citron-Aepfeln gehabt, und dieselben in ziemlicher Menge gegessen, haben sie zwar die Schlangen hefftig angefallen, und allenthalben wund gestochen; aber ihr Gifft hat ihnen, der vorhin genossenen Citronen wegen, nichts geschadet. Damit aber niemand meine, es könte wol eine andere Ursache haben, hat man an zwey andern Uebelthätern die gewisse Probe erhalten: Einer hatte Citronen gegessen, der andre nicht, daher jener gesund blieben, dieser aber geschwollen und bald gestorben.«

Ziegler. S. 452.

* * *

»In Persien treuflet aus einem Felsen eine köstliche Quelle lauter Balsam, dessen gleichen in der Welt noch nicht gefunden worden. Der König läst starcke Wache darbey halten, und es solte einem Menschen das Leben kosten, der darvon einen Tropffen entwenden wolte. Es ist dieser Balsam das allergewisseste und geschwindeste

Gifft-Mittel, gestalten noch kein Gifft gefunden worden, welches er nicht überwunden und ohne Schaden abgetrieben. Dahero behält es auch der König allein vor sich, und theilet gar selten ein weniges davon seinen Freunden aus sonderbaren Gnaden mit.«

Ziegler S. 228.

50.

»Es ist eine schreckliche Sache, wenn man lieset, dass unter den Arabern und Persianern gewisse Zauberer leben, die durch die schwartze Kunst dem Menschen das Hertz aus dem Leibe fressen wollen. Denn wenn sie einen zu tödten vorhaben, den sehen sie eine Zeitlang mit unverwandten Augen an, murmeln darneben etliche zauberische Worte und bringen durch des bösen Feindes Hülffe so viel zu wege, dass dieselbe Person, ob sie gleich sieht frisch und gesund, gleich in hefftige Hertzens-Angst verfällt, davon sie keine Artzney befreyen kan, sondern sie muss sich mit einer innerlichen fressenden Hitze so lange quälen, biss sie endlich elendiglich umkömmt und verschmachtet. Inmittelst lassen sich die Zauberer bedüncken, wie sie der bezauberten Person ihr Hertz in ihrem Maule hätten, dasselbe mit den Zähnen zerbissen, und davon einen überaus anmuthigen Geschmack und Süssigkeit empfänden. Dahero sie auch ihre nähesten Freunde, durch solche Zauberey, umbringen sollen.«

Ziegler S. 190.

51.

»Ein erfahrener Scheidekünstler erzehlte offt einem guten Freunde, was er vor Freude und Hoffnung empfunden, als er aus der sogenannten Adams-Erde, in

einem grossen Kolben, den er aus der Holsteinischen Glass-Hütten erhalten, so mancherley schöne Sachen, und endlich den rothen Löwen und philosophischen Stein gesehen. Anfangs habe sichs unten in seiner grossen Glass-Kugel, welche durch ein gelinde Kohl-Feuer regieret ward, sehen lassen als ein schönes Stücke Land, welches bald darauff herrlich angefangen zu grünen, und allerhand schöne Gewächse, Blumen, Kräuter, Stauden und Bäume herfür zu bringen. Worbey sich auch etliche Gestalten verschiedener Thiere sehen liessen. Oben aber in der Kolbe, sahe man, bald schöne Regen-Bogen, bald Sterne, Blitze, Nebel, Regen u. dergleichen, biss sich endlich der rothe Löwe selbst erblicken liess, dass er also wahrhafftig den Schatz gehabt, mit welchem er, nach wenig Tagen, fast alle Kranckheiten der Menschen heilet, und das geringere Metall in pures Gold verwandeln konnte. Allein diese seine Freude sey ihm nur gar zubald durch Unvorsichtigkeit entzogen worden; indem ein Knabe, in seiner Abwesenheit, dieses höchstverlangte Wesen besehen, und gar zu viel Lufft in die grosse Glass-Kugel gelassen, da sie denn gleich in tausend Stücken zersprungen, dass vielbesagter Künstler, mit seinen Gewercken, einem Secretario und den Laboranten, ob sie gleich ferne davon waren, und eben von der Güte und Allmacht Gottes, auch von ihrer künfftigen Glückseligkeit ein freudiges Gespräch hielten, nicht wussten, wo sie sich vor Furcht und Schrecken lassen sollten: Inmassen es dergestalt knallte, als ob der Donner den halben Wald, darinnen sie ihren Schatz hatten, übern Hauffen schlüge.

Bey ihrer Zurückkunfft fanden sie den Knaben an

der Thüre fast todt, und kunnten ihn, mit bey sich habenden Artzneyen kaum wieder zurechte bringen: Das Hauss war nicht anders anzusehen, als hätte man es mit zerschmoltzenem Ducaten-Golde, dick und starck vergüldet. Summa, alle Mühe war nun umsonst, und er hatte nichts davon, als das wenige Pulver, das er auft der Erden, und an den Wänden, zusammen gesucht, und dann das traurige Andencken eines so liederlich verlohrnen grossen Gutes übrig behalten.«

Ziegler S. 14,

52.

Aus Fort Wayne, Indiana, wird folgendes über ein Spukhaus (17. Januar 1895) berichtet:

»Oliver Harring eilte heute Morgen in grösster Aufregung zu seinem Advokaten und erzählte ihm, dass es in dem Hause am Broadway, welches er vor sechs Tagen bezogen, spuke. In der ersten Nacht wurde seine Familie durch unterirdisches Schreien am Schlafe verhindert und diese haarsträubende Störung sei alsdann jede Nacht fortgesetzt worden. Einmal seien sie alle aufgestanden und hätten gesehen, wie sich eine weissgekleidete Frau beständig von einer Ecke des Zimmers nach der anderen bewegt habe und später in dem eichenen Fussboden verschwunden sei. Einmal habe dieser Geist sogar alle Decken von den Betten gerissen und die Matratzen auf den Boden gezerrt. Der Advokat sollte nun dafür sorgen, dass die im voraus bezahlte Miete dem besagten Harring wieder zurück erstattet werde; dieser gab ihm jedoch den Rat, den Geldverlust zu verschmerzen und eine andere Wohnung zu suchen.

53.

Folgende in Amerika weit und breit bekannte Omina verdanke ich hauptsächlich mündlichen Mitteilungen. Wenn eine Frau ein Kleid anzieht und dasselbe wirft eine Falte, so muss man, ehe sie diese geglättet hat, einen Wunsch thun. Dieser wird stets erfüllt. — Wenn man sich vor Toten fürchtet, braucht man bloss die Hand auf die Stirn eines Leichnams zu legen, und die Furcht verschwindet. — Wer ein vierblättriges Kleeblatt in einem Schuhe trägt, hat Glück und verheiratet sich jung. — Wer einen Wunschknochen oder den Finger eines toten Negers beständig in der Tasche trägt, ist gegen jede Gefahr gefeit und hat stets einen gefüllten Beutel. — Jeder mit einer ungleichen Zahl Löcher versehene Knopf bringt Glück. — Ein Smaragd in der Tasche schützt gegen Irrsinn. — Einen schwarzen Knopf soll man nie aufheben, da er Unglück bringt; ein weisser hingegen bringt Glück. — Verliert ein Mädchen zufällig ihre Schürze, so deutet dies an, dass ihr der Geliebte untreu geworden. — Bindet ein Mädchen ihre Schürze so um, dass die unrechte Seite nach aussen gekehrt ist, so steht ihr eine unangenehme Nachricht bevor. — Sieht man eine Sternschnuppe, so muss man sagen: »Money before the week is over« und man findet Geld. — Wenn einem die Hand juckt, soll man sie an einem hölzernen Gegenstand reiben und man bekommt entweder Geld, einen Brief oder ein Geschenk. —

A mole (Muttermal) on the neck,
Money to the peck. —

Wenn man etwas Trauriges gehört hat und befürchtet, davon zu träumen, so muss man sich vor dem Schlafengehen die Ohren gründlich zausen. — Schneidet man sich ein zweites Stück Brot, ohne das erste gegessen zu haben, so erhält man Besuch (Bayern). — Wer vor dem Frühstück niest, erhält Besuch. — Wenn man ausgeht und eine Elster fliegt an einem vorbei, so kehre man um, wenn man kein Unglück haben will (Schweiz). — Das Mädchen, das ein Kleid näht und sich dabei in den Finger sticht, wird geküsst, wenn es jenes Kleid trägt. — Wer von schlechten Zähnen träumt, hat Krankheit zu erwarten; wer träumt, es würden ihm die Zähne ausgezogen, wird bald sterben. — Wenn ein Pferd die Ohren so heftig schüttelt, dass man es hören kann, so tritt bald ein Todesfall in der Familie des Pferdeeigentümers ein. — Freigebige Menschen haben lange, geizige kurze Ohren. — Eine Uhr, die regelmässig aufgezogen wird, gerät ausser Ordnung, sobald ihr Eigentümer stirbt. — Der alte Dessauer glaubte ebensowenig wie der alte Fritz an Gott; wenn er aber auf die Jagd ging und es begegneten ihm drei alte Weiber, so kehrte er schleunigst um, da er dies für ein böses Omen hielt. — Wer beim Kartenspiel gewinnen will, muss in seinen linken Schuh spucken. — Laugh and grow fat. — Wer von Geistern träumt, hat Unannehmlichkeiten zu erwarten. — Wer träumt, er habe ein weisses Kleid an, hat Glück in seinen Unternehmungen. — Wer von einem Metzger träumt, kann sich auf Unglück gefasst machen. — Wer von Bildern träumt, wird sich reich verheiraten. — Wer träumt, er ässe Bohnen, wird sich bald mit seinen Freunden zanken. — Wer von einer Wassergrube träumt, wird bald

in Lebensgefahr geraten. — Wer von eisernen Ketten träumt, kann sicher sein, dass ihn seine Feinde zu ruinieren trachten. — Wer träumt, er steige eine Leiter hinauf, wird bald einen hohen Rang in der Gesellschaft einnehmen. — Wer träumt, er hüte Vieh, wird durch Fleiss und Energie zu grossem Reichtum gelangen. — Wer von einem Adler träumt, wird bald eine lange Reise unternehmen und dabei sein Glück machen. — Der bayrische Spruch:

»Unberufen, unbeschrieen,
Dreimal untern Tisch gespieen,«

soll jeden Zauber brechen. — Lasse nie eine Thräne in einen Sarg fallen, wenn du nicht bald sterben willst. — Zusammengewachsene Augenbrauen stellen Reichtümer in Aussicht. — 13 bedeutet Unglück, 1313 hingegen grosses Glück. — Wenn du einen Schuh verkehrt zuknüpfst, ändere dies nicht, wenn du kein Unglück haben willst. — Wer ein halbes Hufeisen findet, hat Unglück. — Rutscht dir der Strumpf immer herab, so giebt es Regen. — Wenn du am ersten Mai zwischen zwölf und ein Uhr in eine Cisterne schaust und einen im Sarge liegenden Säugling darin erblickst, hast du Unglück. — Wenn du nicht wünschest, dass dich irgend eine Person häufig besuche, so streue, sobald sie gegangen ist, Salz auf den Zimmerboden und kehre es dann hinaus. — Wer Essig verschüttet, wird reich. — Trage nur solche Juwelen, welche die Gestalt eines Herzens haben, und du wirst glücklich werden. — Wenn du eine Blume in ein Buch legst und eine Person nimmt sie wieder heraus, so wird diese dein Feind. — Lege eine Schere unter das Kopf-

kissen, wenn du keine schlimmen Träume haben willst. — Wenn du einen neugebornen Knaben in das Hemd seines Vaters wickelst, so wird er zu einem stolzen Manne heranwachsen. — Hebe nie eine Scheere auf, die dir nicht gehört, wenn du dich gegen Unglück sichern willst. — Einen Säugling soll man zuerst einen Teller, auf dem Geld, Salz, ein Stück Kuchen und ein gekochtes Ei liegen, anfassen lassen; dies bringt ihm Glück. — Wer eine Hacke in das Haus stellt, trägt Unglück hinein. — Schreite nie über eine auf dem Boden liegende Person, wenn du nicht haben willst, dass sie bald sterben soll. — Tritt jemand über deine Angelrute, während du fischest, so wirst du nichts fangen. — Wer einen gefangenen Fisch ins Wasser wirft, soll das Weiterfischen aufgeben. — Legt eine Henne ein Ei mit weicher Schale, so wird bald jemand sterben. — Wer eine Kuh hat und einen Frosch tötet, muss sich gefallen lassen, dass die Milch seiner Kuh sauer wird. — Das Töten der Schwalben bringt Unglück. — Schreite niemals über eine Strasse, über die kurz vorher eine schwarze Katze gelaufen. — Fliegt ein schwarzer Vogel um ein Haus, so wird bald jemand darin sterben. — Kleide ein Kind, ehe es ein Jahr alt ist, in Pelz und es wird Lockenhaar bekommen. — Wer träumt, er falle, wird bald krank. — Wenn es donnert und wettert, währenddem eine Henne dem Brutgeschäft obliegt, so werden die Eier verdorben. — Wenn ein zahnendes Kind gern ein Geldstück benagt, so wird es reich werden. — Wenn eine Katze das Gesicht eines Säuglings zuerst beleckt, so deutet dies auf Unglück; ein Hund bringt in diesem Falle Glück. — Soll jemand dein Freund auf Lebenszeit sein, so schenke ihm eine

Katze. — Pfeifst du vor dem Essen, so pfeifst du deinen Appetit fort. — Hast du Unannehmlichkeiten, so lege dir etwas Fett auf den Kopf und alles kommt wieder ins rechte Geleise. — Wenn ein Kind darauf besteht, seine Fusssohlen gegen einander zu drücken, so wird es unglücklich. — Sing before breakfast, cry before supper. (Den Vogel, der zu früh singt, holt am Abend der Kater.) — Nimm das letzte Stück Brot oder Kuchen von einem Teller und du wirst dich, im Falle du ledig bist, nie verheiraten. — Das Mädchen, das einen Kuchen nicht mit einem Schnitt teilen kann, wird als alte Jungfer sterben. — Wenn dir Jemand Wein auf die Kleider giesst, hast du Glück. — Wenn Ratten deine Kleider benagen, so kann nichts auf der Welt dich gegen Unglück schützen. — Ein Diamant schützt den Träger gegen Prozesse, Furcht und Zauberei. — Wer mit Taubenblut bespritzt wird, stirbt keines natürlichen Todes. — Gelbe Strümpfe, besonders wenn dieselben das Geschenk einer Braut sind, verhüten, dass die Trägerinnen derselben alte Jungfern werden. — Gehe am ersten Mai dreimal um einen Wald und spreche jedesmal: »Bird so far and beast so near!« Singt nun zuerst ein Vogel, so wirst du eine junge Person heiraten; der Laut eines Tieres deutet auf eine alte. — Stelle vor dem Schlafengehen deine Schuhe so, dass die Spitzen nicht gegen das Bett gerichtet sind und du wirst keine unangenehmen Träume haben. — Wenn du einen Regenschirm auf ein Bett legst, erlebst du während des Tages nur Enttäuschungen. — In Newyork giebt es viele Frauen, welche nicht erlauben, dass die Männer ihre Hüte auf ein Bett legen, denn sie befürchten, es möchte alsdann einer ihrer Freunde sterben. — Wenn alt und

reich gewordene Leute sich neue und schöne Häuser bauen lassen, sterben sie bald. — Amerikanische Barbiere schleifen an regnerischen Tagen ihre Rasiermesser nicht; thun sie es doch, so verderben sie die Messer und schneiden ihre Kunden damit. — Löwenbändiger vermeiden, an einem Freitag oder am 13. Tage eines Monates Vorstellungen zu geben, die mit grossen Gefahren verbunden sind. Hagenbeck soll nach einer amerikanischen Zeitung den Montag für einen Unglückstag halten. — Wer lange auf etwas warten muss, bekommt Läuse (Hessen). — Wer sich in einem fremden Hause trotz der Aufforderung nicht niedersetzt, raubt den Kindern darin die Ruhe (Hessen). — Wer Weihwasser trinkt, hat Unglück. — Wer von Sonnenschein träumt, hat Glück. — Wer über eine Schlange schreitet, ohne sie zu sehen, hat Unglück. — Wer von einer Bahre träumt, bekommt viele Freunde. — Wenn sich die Thüre plötzlich öffnet, ist ein Besucher in der Nähe. — Wer das Haar in der Mitte scheitelt, hält sein Gehirn im Gleichgewicht. — Wenn nach einem Erdbeben die Hähne krähen, so ist innerhalb dreier Tage ein zweites Erdbeben zu erwarten. — Wenn du, ehe du dich schlafen legst, weinst, so wirst du froh aufstehen. — Wer alte Erbstücke verkauft, hat Unglück zu erwarten. — Setze einem Kinde nie den Hut einer alten Person auf, wenn du nicht sehen willst, dass es sich geistig entwickelt, körperlich aber zurück bleibt. — Wenn Möbel, die nach einem anderen Hause gefahren werden sollen, vom Wagen fallen, steht Krankheit in Aussicht. — Hebe nie einen Opal auf, wenn du Unglück vermeiden willst. — Wenn ein Kind mit seinen Zehen spielt, wird es Schielaugen

bekommen. — Das Kind, das seine eigene Wiege schaukelt, wird Glück haben. — Wenn ein Kind gerne die Füsse übereinander schlägt, wird es sich guter Gesundheit erfreuen. — Wer ein Waisenkind adoptiert, bringt Geld in sein Haus. — Binde ein hellfarbiges Band um den rechten Arm eines Kindes und es wird folgsam (China). — Ein kreuzförmiger Schmuck bringt dem Unglück, der ihn trägt. — Wenn du eine Sternschnuppe siehst, spreche dreimal hintereinander »money« und du wirst Geld bekommen. — Vergrabe eine Zwiebel; wenn sie nach 20 Tagen nicht verwest ist, so wünsche dir etwas und es wird erfüllt werden. —

Amerikanische Radfahrer huldigen folgendem Aberglauben: Wer an einem Leichenwagen vorbei strampelt, stirbt nach einem Jahre. — Wer von einem gelben Hund verfolgt wird, stürzt bald zur Erde. — Wer einen Jungen mit einer Schleuder am Wege sieht, wird bald sein Rad brechen. — Wer an einem weissen, von einer rothaarigen Dame geleiteten Pferde vorbeifährt, wird, wenn er nicht »cajandrum« sagt und zwei Finger in die Luft streckt, bald die Luft seines Rades entweichen sehen. — Der Radfahrer, der Tabak kaut und die Jauche auf den Weg spuckt, wird bald eine Speiche verlieren. — Wer sein Rad reparieren lässt, wird sich nicht bald einen neuen Anzug kaufen. —

Wer auf einen geborstenen Pflasterstein tritt, hat Unglück zu erwarten. — Wer eine mit der Spitze nach sich gerichtete Stecknadel aufhebt, erlebt eine Enttäuschung, im anderen Falle Glück. — Schneide deine Fingernägel am Montag morgen vor dem Frühstück, und du wirst vor Ende der Woche ein Geschenk erhalten. — Wenn du am ge-

nannten Tage, ohne dich auf dem Wege aufzuhalten, zur Schule gehst, wirst du alle Fragen beantworten können; hältst du dich aber unterwegs auf oder spielst du sogar, so hast du die ganze Woche Unglück. — Die kleinen Mädchen Newyorks pflegten früher zu sprechen:

»Lesson, lesson, come to me,
Monday, Tuesday, Wednesday, Three,
Thursday, Friday, then you may
Have a rest on Saturday.«

* * *

Wenn die Angestellten der Union Pacific-Eisenbahn entlassen werden, so wird ihnen dies auf einem Papiere angezeigt, dessen Wasserzeichen in einem Kranich besteht. Steht dieser Kranich aufrecht, so ist die Sache von keiner Bedeutung, denn der Entlassene wird bald, und habe er sich auch die grössten Pflichtversäumnisse zu schulden kommen lassen, doch wieder Beschäftigung finden. Steht der Kranich aber auf dem Kopfe und enthält jenes Dokument nur Schmeicheleien über geleistete Dienste, so wird der Inhaber vergeblich auf Wiederanstellung warten. — Dass das Verstauchen des Fusses Verdruss im Gefolge hat, ist ein alter, viel verbreiteter Aberglaube, dessen auch Goethe in »Hermann und Dorothea« gedenkt.

»Das bedeutet Verdruss, so sagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt ins Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuss knackt.« —

* * *

Die Japaner besitzen die Gepflogenheit, allerlei Lebensregeln in abergläubische Formeln zu kleiden. Von besonderem Interesse sind diejenigen Volksanschauungen, die der Beförderung, der Höflichkeit, der Reinlichkeit und anderer guter Eigenschaften günstig sind. Eine Frau zum Beispiel, die Wasser aus dem Schöpfgefäss trinkt — statt aus der Trinkschale — bekommt nach jenen Vorstellungen ein Kind, das wie ein solches Schöpfgefäss aussieht. Wer aus der Tülle eines Kruges trinkt, bekommt einen dreispaltigen Mund, eine sogenannte Hasenscharte. Wer etwas mit den Händen isst, statt mit den Essstäbchen, bekommt Schlucken. Wer die im Reiskübel zurückgebliebenen letzten Reiskörner isst, wird es im Leben nicht weit bringen. Frauen sollen beim Essen den Tasuki (Aermelaufschürzer) ablegen, weil der Tasuki sonst drei Schalen Reis mitisst. Nach dem Essen soll man sich nicht strecken und dehnen, sonst tritt der gegessene Reis in die Seiten des Körpers; auch soll man sich nicht gleich nach dem Essen schlafen legen, sonst wird man zu einem Ochsen.

Die Japaner sind bekanntlich die personifizierte Reinlichkeit. In einigen Fällen ist jedoch nach ihren Ansichten das Waschen vom Uebel. So soll man zum Beispiel den Tuschreibstein nicht waschen, sonst macht man im Schreiben keine Fortschritte. Im Widerspruche zur Reinlichkeit steht auch der Glaube, dass man den Nabel nicht waschen dürfe, sonst gehe die Chikara (geistige und leibliche Stärke) verloren. Dinge, wie Essstäbchen, Zahnbürsten, Zahnstocher und dergleichen soll man nicht mit den Händen überreichen, weil dadurch Feindschaft entsteht. Feindschaft hat es auch zur Folge,

wenn man sich mit einer schon von einem Anderen gebrauchten Zahnbürste die Zähne putzt. Man soll daher Zahnbürsten, ebenso Zahnstocher, nach der Benutzung nicht wegwerfen, ohne sie vorher zu zerbrechen, sonst werden sie in irgend welche Unglück bringende Dinge verwandelt. Feindschaft erzeugt es auch, wenn man von einem Anderen angebissene Früchte und dergleichen essen würde.

Zu den Gegenständen, deren Missachtung nach japanischen Anschauungen Strafe zur Folge hat, gehört vor allem der Reis. Letzteren soll man nicht mutwillig vergeuden oder ungeniessbar machen, sonst bekommt man schlimme Augen. Morgens soll man nicht Thee in den Reis giessen, sonst hat man im Leben kein Glück. Mit Geräten soll man ebenfalls keinen Mutwillen treiben. Wer zum Beispiel Löcher in das Andon (Lampe mit vierseitigem Papierschirm) sticht, wird arm. Wenn man mit den Essstäbchen auf die Reisschale klopft, so kommt ein hungriger Teufel; ein Teufel erscheint auch beim Klopfen auf den Boden eines Fruchtmasses. Wenn man mit einer Makura (Kopfkissen) wirft, wird man von dauerndem Kopfschmerz heimgesucht. Einen abgenützten Pinsel soll man nicht wegwerfen, sondern dem Gotte der Schreibkunst opfern, sonst macht man im Schreiben keine Fortschritte. Solche Fudezuk (Pinselhügel) sieht man in Tokio, Hongo und Kameido. Man soll auch nicht übermütigerweise auf den Tuschreibstein schreiben, weil man sonst ebenfalls keine Fortschritte in der Schreibkunst macht.

Zu den Dingen und Handlungen, durch die man nach japanischem Volksglauben böse Folgen auf sein

Die Japaner besitzen die Gepflogenheit, aller
Lebensregeln in abergläubische Formeln zu kleiden. V
besonderem Interesse sind diejenigen Volksanschauunge
die der Beförderung, der Höflichkeit, der Reinlichk
und anderer guter Eigenschaften günstig sind. Eine Fr
zum Beispiel, die Wasser aus dem Schöpfgefäss trinkt —
statt aus der Trinkschale — bekommt nach jenen Vo
stellungen ein Kind, das wie ein solches Schöpfgefä
aussieht. Wer aus der Tülle eines Kruges trinkt, b
kommt einen dreispaltigen Mund, eine sogenannte Hase
scharte. Wer etwas mit den Händen isst, statt mit de
Essstäbchen, bekommt Schlucken. Wer die im Reisküb
zurückgebliebenen letzten Reiskörner isst, wird es i
Leben nicht weit bringen. Frauen sollen beim Esse
den Tasuki (Aermelaufschürzer) ablegen, weil der Tasuk
sonst drei Schalen Reis mitisst. Nach dem Essen so
man sich nicht strecken und dehnen, sonst tritt der ge
gessene Reis in die Seiten des Körpers; auch soll man
sich nicht gleich nach dem Essen schlafen legen, sonst
wird man zu einem Ochsen.

Die Japaner sind bekanntlich die personifizierte
Reinlichkeit. In einigen Fällen ist jedoch nach ihren
Ansichten das Waschen vom Uebel. So soll man zum
Beispiel den Tuschreibstein nicht waschen, sonst macht
man im Schreiben keine Fortschritte. Im Widerspruch
zur Reinlichkeit steht auch der Glaube, dass man den
Nabel nicht waschen dürfe [illegible]

—

wenn man

gebrauchten

Zahnbürsten

nicht verwend

werden

verwend

einen

essen

japanischen

vor allen

vergeudet

man schimm

den Rei

Mit Geräte

Wer zur

vierseitigem

mit den

ein

Köpfe

mit

daneben

Pinsel

der

keine

man

Haupt ladet, gehört ferner das Zuschütten eines Brunnens. Durch letzteres erwächst Unglück. Dumm wird man, wenn man beim Ausfegen im Wege steht. Wirft eine Frau einen Sack weg, so soll sie ihn vorher zerreissen; anderenfalls bekommt sie ein »Sackkind«. Eine Frau darf sich nicht unter eine Glocke stellen, sonst wird sie zu einer Schlange. Wer in einem Zimmer von drei Matten ist, hat im Leben kein Glück. Zu den Unglück bringenden Dingen gehört auch der Kamm; wenn man einen Kamm geschenkt bekommt, giebt es Feindschaft; wer einen Kamm findet und aufhebt, hat beständige Leiden und Verdriesslichkeiten; wenn man dagegen einen Kamm verliert, so hört der Verdruss und so weiter auf. Wer Fischaugen isst, bekommt Schwielen an den Händen. Wer Donguri — eine Eichelart — isst, wird zum Stotterer. Eine Frau, die eine Zwillingskastanie (zwei Früchte in einer Schale) isst, bekommt Zwillinge.

54.

Wenn es regnet und zugleich die Sonne scheint — ein Vorfall, den man im Lahnthal »Hasenregen« nennt, sagen die Amerikaner, der Teufel schlage seine Frau.

55.

Betreffs Ahnungen teile ich hier zwei Beispiele mit, die von Schulkindern in Evansville, Ind., für mich niedergeschrieben wurden.

»Es waren zwei Schwestern, von denen die eine in Wabash, Ind., und die andere in Brooklyn, N. I., wohnte.

Nun kam es der im erstgenannten Platze Wohnenden einst vor, als liefe ihre Meilen weit entfernte Schwester

in deutscher Tracht durch ihr Zimmer. Sie notierte das Datum und die Stunde und schrieb es meinem Vater. Eine Woche darauf bekam er einen Brief des Inhaltes, dass jene Frau gestorben sei und gerade in derselben Zeit, in der sie ihrer Schwester erschienen war.«

»Vor einigen Jahren starb meine Urgrossmutter in Deutschland. In der Nacht, in der dies geschah, merkte meine hier lebende Grossmutter, wie ihre Mutter an ihr Bett trat, sie mit eiskalten Händen berührte und dabei sprach: »Jetzt bin ich gestorben.« Meine Grossmutter schrieb das Datum auf und als wir einige Wochen darauf von Deutschland die Nachricht erhielten, dass die Urgrossmutter gestorben sei, stellte es sich heraus, dass dies an demselben Tage geschehen war, an dem sie hier ihr Erscheinen gemacht.«

56.

Beim Vermieten eines Hauses spielt in Amerika der Aberglaube eine grosse Rolle. »Junge Mütter,« so erzählte uns ein Arzt in Newyork, »brechen oft plötzlich den Mietskontrakt, weil sie zufällig gehört, dass in jenem Hause einst eine Frau Zwillingen das Leben geschenkt habe und weil ausserdem im betreffenden Stadtviertel die Kinder überhaupt nicht gediehen. Sind schon mehrere Personen in einem Hause gestorben, so ist es ungemein schwer, Mieter dafür zu finden. Häuser, welche die Nummer 13 tragen, sind so schwer zu vermieten, wie solche, in denen ein schielender Laufbursche beschäftigt oder an welchen das Blatternzeichen angebracht ist. Auch an einem Freitage wird selten eine Wohnung vermietet; der Mann, der aber an diesem Tage einen

Mietskontrakt abschliesst, ist gewöhnlich ein pünktlicher Zahler. Als Arthur Mc Quade, einer der spitzbübischen Aldermänner Newyorks, ins Unglück geriet, sagten seine Freunde, das komme daher, dass er das Haus Nr. 13 an der 13. Strasse für 13000 Dollars gekauft habe.«

57.

Das Echo ist nach einem Märchen der Dakotas auf folgende Weise entstanden:

Frau Turteltaube, welche vor langen Jahren bei Bear's Gulch in den schwarzen Bergen (black hills) lebte, hatte einen kleinen Knaben, den sie Salbeihahn nannte, und ein fünfjähriges Mädchen, das den Namen Oheutau führte. Wenn sie ausging, um Samen oder Beeren im Thale zu sammeln, so trug sie gewöhnlich dabei ihr Söhnchen auf dem Rücken; eines Tages ward ihr dasselbe nun zu schwer, sie legte es also unter einen Busch und befahl ihrer Tochter, auf dasselbe acht zu geben. Daraut glng sie wieder ihrer Beschäftigung nach.

Kaum war sie fort, da kam eine Hexe und fragte das Mädchen: »Oheutau, ist das Kind dein Bruder?«

Da nun das Mädchen wusste, dass die Hexen nur Knaben stehlen, so erwiderte es! »Nein, es ist meine Schwester.«

Die Hexe, welche wohl wusste, dass sie belogen worden war, nahm plötzlich eine so schreckliche Gestalt an, dass Oheutau beinahe in Ohnmacht fiel und den Raub ihres Bruders nicht verhindern konnte.

Die Unholdin war so hässlich, dass sie keinen Ehemann finden konnte; dies war der Grund, weshalb sie

Salbeihahn stahl und in ihrer fern gelegenen Wohnung versteckte. Dort probierte sie nun ihre Kunst an ihm und zog an jedem seiner Körperglieder so lange, bis der Junge Mannesgrösse und Mannesstärke erhielt. Auch lehrte sie ihn, wie man jagte, fischte und getrocknetes Büffelfleisch ass. Im Herzen aber blieb Salbeihahn ein Kind und handelte auch oft als solches.

Als Turteltaube zurück kehrte und ihren Sohn nicht fand, begab sie sich auf die Suche nach demselben. Adler, ihr Bruder, der viel gereist war, half ihr dabei; doch es dauerte Monate, bis er den Aufenhalt der Hexe entdeckt hatte. Dass der junge Mann, den sie bei sich hatte, Salbeihahn war, wusste er natürlich nicht.

Nun kletterte Turteltaube auf einen Baum und klagte beständig, währenddem Adler von einem anderen Baume zu erforschen suchte, welchen Eindruck die Klagetöne auf Salbeihahn machten. »Ich höre die Stimme meiner Mutter!« schrie dieser nun in einem fort; doch die Hexe lachte ihn aus und befahl ihm, in den Magen eines Bergschafes, das er getötet und das neben ihm lag, zu kriechen. Salbeihahn gehorchte und bald kroch die Hexe in dasselbe Versteck; Turteltaube und Adler suchten nun lange vergeblich nach dem Paare. Endlich muss sich eins oder das andere doch zeigen, dachte Adler, tötete einen Hasen und hing ihn in die Spitze eines Baumes, von dem er die Rinde abgeschält hatte, so dass niemand hinauf klettern konnte.

Bald erschien die Hexe und versuchte auf den Baum zu klettern, um den Hasen zu holen. Adler eilte inzwischen zu Salbeihahn, zog ihn aus der Schafhaut und trug ihn an die Stelle, wo er gestohlen worden war.

Sobald er dort den Boden mit seinen Füssen berührte, ward er wieder zu einem kleinen Kinde.

An einigen in der Nähe ihrer Wohnung liegenden Federn hatte die Hexe jedoch den Räuber erkannt und ging nun eilig zu ihrem Grossvater, welcher Klapperschlange hiess, und bat ihn um Hilfe. Der alte Herr lag bei ihrer Ankunft gerade auf einem flachen Stein und sonnte sich. »Pack dich weg,« sprach er zu ihr, »ich will dich jetzt nicht sehen!« Auf einmal liess sich auch Adler sehen und die Hexe erschrak so sehr, dass sie nicht wusste, wohin und wohinaus. »Verstecke dich!« rief der Alte. Gleich sprang sie ihm in den geöffneten Mund und schlüpfte in seinen Magen, so dass er sich vor Schmerz kaum rühren konnte. Endlich konnte er sich nur dadurch helfen, dass er aus seiner Haut kroch und die Hexe darin liess.

So oft nun Adler mit lauter Stimme rief: »Wo bist du, alte Hexe?« wiederholte sie aus ihrem Verstecke diese Worte in spöttischem Tone. Seit diesem Tage trägt die Hexe eine Klapperschlangenhaut und hält sich verborgen; sobald sie aber irgend eine Stimme hört, ahmt sie dieselbe nach.

58.

Viele Indianer glauben, dass weder sie noch ihr Eigentum jemals durch einen Blitzschlag zerstört würden. Die Penobskots haben folgende von Abby L. Alger aufgezeichnete und ihrem Buche »In Indian tents« einverleibte Sage:

Es waren einmal zwei Familien, von denen jede

eine Tochter hatte, die mit einander befreundet waren. An einem heissen Nachmittag im Mai wollte nun eins dieser Mädchen ihre Freundin besuchen, aber ihre Mutter war damit nicht einverstanden und sprach: »Der Wald ist dunkel und es hausen viele wilde Tiere darin; auch giebt es Menschen, die schönen Mädchen nachstellen.« Trotzdem verliess die Jungfrau ihre Wohnung und eilte fort. Bald begegnete sie einem jungen Manne, welcher der schönste war, den sie je gesehen hatte. Derselbe erzählte ihr allerlei kurzweilige Geschichten auf dem Wege.

Als sie nun an einen hohen Felsen kamen, in dem sich eine Höhle befand, bat sie der Mann, doch einzutreten und sich ein wenig auszuruhen. Sie war damit einverstanden, doch mit der Bedingung, dass er ihr vorausgehe. Nun sah sie zu ihrer grössten Ueberraschung, dass es gar kein Mann, sondern ein grosser Wurm war. Sie schrie vor Furcht und versuchte, fortzulaufen; doch da donnerte es plötzlich so schrecklich, dass sie in Ohnmacht fiel. Als sie daraus erwachte, sah sie sich in einem grossen Zimmer, das von einem Greise bewohnt war. Dies war der Donnergott, der jenen Wurm zerschmettert hatte.

Der Donnergott hat drei Kinder; eins ist rachsüchtig und die anderen sind gutmütig. Das erste setzt die Bäume in Brand, die anderen kühlen die Luft ab und befördern das Wachstum des Getreides. Das Gebrumm, das man zuweilen in der Ferne hört, ist die Stimme des Donnergottes; der Blitz ist seine Frau. Zu Ehren jenes Gottes zünden die Indianer auf den Rat der geretteten Jungfrau jährlich im Frühjahr ein Feuer an und werfen Tabak hinein. So lange sie dieses Opfer bringen, bleiben

sie von den verheerenden Wirkungen des Donners und Blitzes verschont.

* * *

In einigen Gegenden Deutschlands glaubt man, der Blitz könne in kein Haus einschlagen, so lange das Feuer auf dem Herde brenne. — In Cambridgeshire (England) ist man der Ansicht, dass die durch einen Blitzschlag verursachte Feuersbrunst nur mit Milch gelöscht werden könne. — Wenn in Devonshire das Küchenfeuer blau brennt, wird bald jemand sterben. — Wenn eine russische Familie eine neue Wohnung bezieht, so nimmt sie, um sich gegen Unglück zu schützen, die angebrannten Kohlen aus dem alten Hause mit. — Die Sizilianer sagen, ein am St. Paulstage (25. Januar) geborener Mann bliebe vom Feuer unversehrt; verbrennt sich jedoch eine am genannten Tage geborene Frau, so wird die Wunde nie heilen und ihren Tod herbeiführen. — Wenn sich ein griechischer Bauer brennende Kohlen von seinem Nachbar borgt, um in seinem Hause Feuer anzuzünden, so muss dieser mit ihm gehen und so lange bei ihm bleiben, bis sich Flammen zeigen; vergisst der Leiher dies, so wird bald sein eigenes Haus in Flammen stehen. — Wenn in Wales und Cornwall einem Bergmann ein Sohn geboren wird, so verbrennt er seinen Hut; vermehrt sich seine Familie durch ein Mädchen, so rauben ihm seine Nachbarn den Hut und verbrennen ihn.

59.

Ueber die Entstehung der Ebbe und Flut haben die Sitka-Indianer folgende Sage:

Am Anfang war alles Wasser und kein Mensch konnte leben, da jeder schon ertrank, ehe er sich ein Canoe gemacht hatte. Das Wasser war damals so wütend und hungrig wie jetzt. Nun flog eines Tages Teochtl, der Rabengott, durch die Welt und da er gerade nicht bei guter Laune war, so beschloss er, das Wasser zu bekriegen und zwar auf dem St. Eliasberge, den er mit seinen scharfen Augen auf dem Meeresboden erblickt hatte.

Teochtl war kein Schwimmer, aber ein guter Taucher. Er flog also erst über dem Berge herum, und wartete auf den günstigsten Augenblick, sein Vorhaben auszuführen. Die Wellen reckten sich in die Höhe und suchten ihn zu verschlingen, allein sie konnten dem Rabengotte nichts anhaben, denn er flog immer höher. Endlich aber erfasste ihn eine Welle an der Schwanzspitze, Teochtl zog sie so hoch in die Luft, wie er nur konnte und liess sie dann mit solcher Wucht zurückschnellen, dass sie beim Fallen das Wasser zerteilte und die Spitze des St. Eliasberges blos legte. Darauf hatte der Rabengott gewartet. Schnell liess er sich auf derselben nieder, hakte sich mit den Füssen fest und schob nun die gegen ihn kämpfenden Wellen immer weiter den Bergabhang hinab. Nur wenn er Atem holte, gelang es den Wellen, ihn auf die Spitze zurück zu drängen. Teochtl aber kämpfte mutig weiter. Er verband sich schliesslich mit der Luft und mit ihrer Beihilfe gelang es ihm im Laufe

der Zeit, wenigstens so viel Land trocken zu legen, dass Menschen und Tiere darauf leben und Pflanzen und Bäume darauf wachsen konnten. Doch der Kampf mit dem Wasser hat noch lange nicht das Ende erreicht.

* * *

Die Thrakier haben folgende, von ihrem Volksdichter Georgios Bizynos aufgezeichnete und poetisch verarbeitete Sage:

Das Meer und das Festland gerieten, sofort nachdem sie aus der Schöpfung hervorgegangen waren, in einen Wettstreit, wem die erste Stelle gebühre.

»Wohlan, unterwirf dich mir, Festland, mir, deiner Schwester,« schrie das Meer. »Ich war eher, und ich bin mächtiger als du; es gehört sich, dass du mich ehrst.«

»Unterwirf dich mir!« schrie jene. »Bin ich vielleicht weniger mächtig als du? Ich habe viele schöne Kinder gezeugt, du nur das Wasser!«

Da wandte sich das Meer um und rief seine Kinder, die unten lagen: »Auf, ihr Wellen, erhebt euch, hört ihr, wie sie mich, eure Mutter, verhöhnt?«

Und sogleich thürmten sich die Wellen bis zu den Sternen empor, mit aller Gewalt; sie machten augenblicklich gemeinsame Sache und reichten sich die Hände, um ihre Tante zu ertränken.

Aber Gott wollte es nicht. Deshalb säete er Zwietracht unter ihnen. Während die eine wütend am Festland emporspringt, weicht die andere zurück.

Nun schrie auch das Festland, und die Berge erhoben sich, die flach dagelegen hatten. »Werft euch

über die Wellen, Kinder, und drängt das Meer im Innern der Erde auf den Grund.«

Und es erhoben sich die Berge, die gewaltigen Felsen, gleich wilden Drachen und stürmten gegen das Meer, um jeden Wassertropfen vom Lande zu vertilgen.

Aber Gott wollte es nicht. Deshalb tötete er ihre Mutter, das Festland, mit dem Blitze, und die Berge, die sich bewegt hatten, liess der Schrecken zu ihrer heutigen Gestalt erstarren. Sofort wollen die Wogen mit furchtbarem Getöse die Erde überfluten, aber kaum erhebt sich die eine, so fällt die andere zu Boden, ohne dass sie zusammenwirken.

Und ebenso wollen die Berge eine Woge einschliessen, wie Oel im Napfe, aber erstarrt, können sie keine Bewegung machen, weil Gott es so will.

60.

Der Totensee (dead lake) in Kalifornien liegt zwischen dem Earlsee und der Küste des stillen Ozeans. Er hat keinen sichtbaren Ausfluss und wie die Indianer fabeln, hat noch kein Mensch ausgefunden, wie tief er eigentlich ist.

Ehe die Blassgesichter sich in Kalifornien zeigten, waren die Ufer jenes Sees von zahlreichen Indianerstämmen bewohnt, die, da sie Wild und Fische in Hülle und Fülle vorfanden, mit ihrem Schicksale zufrieden waren. Nun geriet, wie die Sage geht, eines Tages ein Häuptling mit einem alten einflussreichen Krieger seines Stammes in Streit und schlug ihn nieder; damit war der allgemeine Friede gestört und es kam zum Kampfe,

in dem die Freunde des beleidigten Indianers den Kürzeren zogen, so dass sie schliesslich die Flucht ergriffen.

Da nun Cluttenoggy, der Gott jenes Stammes, keinen Gefallen an der Uneinigkeit seiner Schutzbefohlenen fand, so beschloss er, sie gründlich zu strafen. Er verdunkelte also zuerst die Erde, so dass niemand Freund oder Feind unterscheiden konnte; dann spaltete er plötzlich die Erde unter ihren Füssen und liess sie auf Nimmerwiedersehen in der Tiefe verschwinden. Den Abgrund füllte er später mit Wasser aus. So ist der Totensee entstanden, dem sich kein Indianer zu nähern wagt.

* * *

»Zitternder Berg« (trembling mountain) wird eine Reihe zerklüfteter Felsen genannt, welche sich am Rogueflusse nördlich von Montreal in Kanada befinden. Der indianische Name für diesen Berg bedeutet »Sitz des Donnergottes«. Nach Ansicht der Rothäute benutzte früher der Donnergott eine Eintiefung auf dem höchsten Felsen als Sitz und brachte dort regelmässig drei Tage im Frühling, sieben im Sommer, fünf im Herbst und zwei im Winter zu. Sie glaubten ferner, dass sich während seiner Anwesenheit tiefe Abgründe in der Seite des Berges öffneten und dass denselben Feuer stundenlang entströmte. Ueber die frühere Geschichte jenes Berges ist nichts bekannt, doch dürfte man nicht fehlgehen, wenn man jenes sagenhafte Feuer vulkanischen Ausbrüchen zuschriebe.

* * *

»In der afrikanischen Landschafft Pongil begab sich, dass ein gantzer Flecken, Biedoblo genannt, zur Sommer-Zeit, in der Mitternacht, samt allen seinen Einwohnern, Thieren, Bäumen und Getrayde, unter einem schrecklichen Erdbeben und Donner-Wetter in einem Augenblick zu kieselharten Steinen erstarret. Das Volck begab sich Wunders-halber in grosser Menge aus Tripolis, und anderswoher, an diesen Ort, und funden, dass alle Menschen, in solcher Positur und Geberden, darinnen sie die göttliche Straffe ergriffen, stunden, und in festen Stein verwandelt waren: Hunde, Katzen, Mäuse und allerhand Vieh, war da zu sehen, aber alles steinern, vor der Stadt stunden zwar die Gärten noch in ihrem vorigen Anbau und Wesen, nur dass die Bäume, Früchte, Blühten, Blätter und alles Steinern war. Ehe noch dieses unerhörte Unglück geschehen, war das Land daherum überaus fruchtbar, und liess keinen Korn-Stengel mit einer eintzelen Aehren auffspriessen, sondern bekleidete den gantzen Halm, von der Erde an, biss an die oberste Spitze, mit lauter grossen Aehren, die mit Rosin-farbenen Körnern, trutz den Granat-Aepffeln erfüllet waren.«

Ziegler S. 28.

61.

Nach dem Glauben der Sauks und Fuchsindianer entstammen alle Menschen einem Fische, welchen der grosse Geist in einem See gefangen hatte. Aus dem Kopfe machte der Schöpfer die Indianer und aus den Augen die Sauks und Fuchsindianer. Sie erhielten Bogen, Pfeile, Tabak, Mais und Kürbisse. Den Männern wurde gesagt, sie sollten in Wald und Feld umherschweifen

und jagen, währenddem die Frauen Tabak, Mais und Kürbisse zu pflanzen hatten. Aus dem Fleisch des Fisches wurde der weisse Mann erschaffen; derselbe sollte Handel treiben und Getreide anbauen. Aus den Eingeweiden stammt der Neger; demselben wurde befohlen, allen anderen Menschen zu dienen.

* * *

Die Osages besassen früher weder Körper noch Seele. Sie flehten daher zu ihrem Gotte, dem Rotvogel, der dann auch jedem eine Seele und zugleich auch einen Körper in Vogelgestalt gab. Da letztere aber nicht nach dem Geschmack der Indianer war, so baten sie ihren anderen Gott, den schwarzen Bären, doch die Sonne, den Mond, den Morgenstern und die Plejaden zu besuchen und sie zu bitten, ihnen menschliche Gestalt zu verleihen. Der Bär war erfolglos; doch sah er schliesslich auf seiner himmlischen Wanderschaft die Frau des Rotvogels auf ihrem Neste sitzen und trug ihr die Bitte der Osages vor. Sie war milder als die anderen und schenkte jenen Indianern Menschengestalt.

62.

Um die Kinder in Rheinhessen abzuhalten, in einen Brunnen zu blicken, sagt man ihnen, es sei ein böser Mann darin, der sie mit einem eisernen Haken hinabzöge. — Um ihnen das Grimassenschneiden zu verleiden, sagt man, ihr Gesicht bleibe so stehen, falls die Glocke plötzlich schlage. — Dem Mädchen, das bei Tische singt, wird ein Trunkenbold als Mann, und dem Knaben, der an demselben Ort pfeift, eine bucklige Frau

als Gattin in Aussicht gestellt. Auch droht man den Kindern, wenn sie unartig sind, ihnen den Kopf zwischen die Ohren zu stecken.

63.

Die Chinesen haben eine »Verjüngungspflanze«, welche sie in ihrer Sprache Haw nennen. Damit steht folgende Sage in Verbindung:

Haw Schow Woo war ein guter und frommer Greis. Er wurde eines Tages angeklagt, mit der Frau seines Bruders eine Liebschaft unterhalten zu haben, und bis zum Prozess ins Gefängnis geworfen. Da man ihn dort hungern liess, so flehte er zu den Göttern um Hilfe, worauf eine Pflanze, deren Blätter essbar waren, durch den Fussboden seiner Zelle wuchs.

Als er am bestimmten Tage in den Gerichtshof geführt werden sollte, sagten die Gefängnisbeamten: »Dies ist nicht der Mann, den wir eingesperrt hatten. Der Verbrecher war ein Greis, dies aber ist ein Jüngling.« Und so war es auch. Haw wurde freigesprochen und erzählte dann dem Richter von der wunderbaren Pflanze. Dieselbe wurde gleich ausgegraben und dem Kaiser geschenkt, dessen Familie sich nun Jahre lang des Vorrechts erfreute, die heiligen Blätter des Hawstrauches zu essen. Mit der Zeit wurden jedoch Ableger desselben an andere Personen verkauft und heutigentags kann jeder Chinese damit seine Jugend erneuern, wenn er nur genug Geld hat, sich die Wunderpflanze anzuschaffen.

* * *

Jeder asiatische Zopfträger in San Francisco ist ein grosser Verehrer der sogenannten chinesischen Lilien und wenn dieselben nicht auf seinem Neujahrsfeste blühen, so glaubt er steif und fest, dass ihm grosses Unglück bevorstehe. Damit steht folgende Sage in Verbindung:

Vor langen Jahren lebte in China ein Mann, der durch seine ausgedehnten Theepflanzungen zu ungeheurem Reichtum gelangt war. Er hatte zwei Frauen, wovon die eine hübsch und klug, und die andere hässlich und dumm war. Die beiden Söhne der ersteren gescheit, die beiden der letzteren albern.

Als nun der Vater im Sterben lag und sein Testament machen wollte, geriet er in grosse Verlegenheit; teile ich, dachte er, mein Vermögen unter meine vier Kinder, so bekommt keins genug, um unabhängig leben zu können; auch werden die dummen mit der Zeit um ihren Anteil betrogen werden.

Er vermachte also sein Eigentum seinen klugen Söhnen und hinterliess den dummen nur ein kleines Thal, dessen Boden so hart war, dass kein Grashalm darauf wuchs. Dahin ging nun die dumme Mutter täglich mit ihren Kindern und beweinte ihr Schicksal. Jenes Thal war nun von einem schmalen, klaren Bache durchflossen, und als ihre Thränen in denselben tropften, fassten sie Wurzeln und wurden zu Pflanzen, die schöne, weisse Lilien trugen. Da es gerade Neujahr war, als dies geschah, so trugen sie die Lilien in die Stadt und verkauften sie als Zimmerschmuck. Diesen Handel setzten sie später fort und wurden, da sie stets Abnehmer für ihre Lilien fanden, mit der Zeit wohlhabend.

64.

Eine hübsche Sage knüpft sich an einen alten, knorrigen Apfelbaum, der in Peter Turners Obstgarten zu Monroe, N. Y., steht und welcher nur alle zwei Jahre trägt, aber Früchte von einer so eigenartigen Beschaffenheit, wie sie sonst vielleicht nirgendwo vorkommen. Der Apfel hat die Grösse eines Winter-Pippin und einen ähnlichen Geschmack, aber seine Schale ist goldenfarben mit rosaroten Flecken; in gleicher Weise ist das Fleisch gezeichnet und das Kerngehäuse ist blutrot. In der Umgegend von Monroe wird dieser Apfel allgemein »Indian Princess« genannt und dieser Name hat folgenden romantischen Ursprung:

Als die roten Urbewohner des Landes sich noch im Besitze des Ramapo-Thales und der benachbarten Höhenzüge befanden, war eines ihrer Dörfer dort, wo jetzt sich die Turnersche Farm befindet, gelegen und wilde Apfelbäume wuchsen dort in grosser Zahl. Nun wurde die Tochter eines mächtigen Häuptlings von einem jungen Krieger geliebt und er fand heisse Gegenliebe, trotzdem der Vater von einer Verbindung seiner Tochter mit ihrem Liebhaber nichts wissen wollte. Er untersagte ihr den weiteren Verkehr mit demselben, doch kümmerte sich die dunkelhäutige Schöne nicht um dieses Verbot und traf heimlich mit ihrem Geliebten zusammen. Darüber ergrimmt, beschloss der alte Häuptling, den jungen Krieger und seine Tochter exemplarisch zu bestrafen; um nun dem ihnen drohenden Urteil zu entgehen, entflohen die Liebenden. Aber sie wurden eingeholt und der Häuptling gebot seiner Tochter, ihm in seinen Wig-

wam zu folgen. Anstatt diesem Gebot zu gehorchen, warf sie sich ihrem Geliebten an die Brust, um gleich darauf, mit einem Pfeile von ihres Vaters Bogen im Herzen, als Leiche auf die Erde zu sinken. Ihr Herzblut benetzte die Wurzeln eines jungen Apfelbaumes und wurde von denselben aufgesogen. Seitdem zeigten seine Früchte die rosaroten Flecken auf der Schale, sowie im Fleische, sowie das blutrote Kerngehäuse. Diese Sage vernahmen die ersten weissen Ansiedler von Orange-County und eine weitere Ueberlieferung besagt, dass der Turnersche Apfelbaum von jenem Baume abstammt, dessen Wurzeln einst mit dem Herzblut der Indianerprinzessin gedüngt wurden.

65.

Ueber die Entstehung des Stinktieres erzählen die Voodoo folgendes Märchen (P. 190 M. A. Owen, »Voodoo Tales«. Newyork 1893):

Das Stinktier war der jüngere Bruder der Pantherkatze. Schon vom Tage seiner Geburt an brachte es Schande über seine Familie, denn es war feige, falsch und diebisch. Es dachte mehr daran, Nester ihrer Eier zu berauben, als sich ebenbürtige Beute zu suchen. Es fing Feldmäuse, Heuschrecken und sonstige Insekten. Maulwürfe und Gopher*) verachteten es, fürchteten sich aber nicht vor ihm. Befand es sich in sicherem Ver-

*) Gopher (vom französischen gaufre, Honigscheibe) wird in Illinois und den Staaten westlich vom Mississippi das graue Eichhorn (spemaphilus Franklini) genannt. In Florida führt auch eine gewisse Schildkröte (testudo polyphemus) diesen Namen.

steck, so beleidigte und beschimpfte es jedes vorübergehende Tier; selbst dem grauen Wolf verweigerte es den Respekt.

Da diesem Betragen Einhalt gethan werden musste, so rief einst der graue Wolf die Tiere zusammen, um auf Mittel und Wege zu sinnen, wie das Stinktier unschädlich gemacht werden könne. »Töte es!« riefen alle, nur die Pantherkatze und der schwarze Wolf nicht; denn erstere wollte ihren Bruder nicht verurteilen und letzterer hatte seinen eigenen Plan, über den er sich nicht öffentlich auslassen wollte.

Als nun der graue Wolf das Stinktier vernichten wollte, warf sich dieses reuig vor ihm auf die Erde und bat ihn so lange inbrünstig, doch sein Leben zu schonen, dass er Gnade für Recht ergehen liess und es mit Verachtung strafte. Doch spaltete er seine Klauen, kürzte seine Zähne ab und liess es durch seine Zauberkunst so zusammenschrumpfen, dass es nicht grösser als ein Gopher war.

Nach einer Weile kehrte der schwarze Wolf zu ihm zurück und sprach: »Lasse den Mut nicht sinken, denn ich werde dir ein Mittel geben, das selbst den grauen Wolf zur Verzweiflung bringt.«

Das Stinktier richtete den Kopf in die Höhe und fragte: »Was kannst du für mich thun? Meine Kraft ist dahin, meine Klauen sind wie Gras und meine Zähne wie Weidenzweige.«

»Gieb acht,« erwiderte der schwarze Wolf. Dann nahm er ein Ei aus einem verlassenen Vogelnest und that hinein den Schweiss seines Körpers, den Atem eines Aasgeiers, den Wind, der über ein mit Leichen bedecktes

Schlachtfeld geweht hatte und ein wenig Wasser aus einem grünen Pfuhle. Alle diese Dinge rührte er in dem Ei durcheinander, gab es dem Stinktiere und sprach: »Führe dies stets bei dir und du wirst alle deine Widersacher besiegen.«

Das Stinktier nahm dieses Geschenk dankend an und versuchte auch gleich seine Wirkung an seinem Wohlthäter. Derselbe lief fort, so schnell ihn seine Füsse tragen konnten. Seit dieser Zeit ist das Stinktier der Schrecken aller Tiere geworden.

66.

Gestern noch war die Fledermaus eine ganz gewöhnliche Maus mit einem Schwanz; wo hat sie plötzlich und wider Erwarten die Flügel herbekommen?

Sie kam in eine Kirche und fand in einer Ecke des Hochaltars ein Stückchen Hostie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. In Gottesfurcht lief sie herzu und hob die Hostie von der Erde auf; sie that es aus einem Gefühl der Weihe, nicht etwa aus Hunger.

Eine solche Demut, ein so frommer Sinn haben ihr Flügel verliehen, die sie zum Himmel tragen.

(Thrakisches Märchen von G. Bizyenos.)

67.

»So gehets offt in Norwegen her, da gewisse Mäuse aus den Wolcken fallen; ihre Felle sind bundt mit schwartz- und rothen Flecken, gleich wie die Hamster, wie man sie denn auch vor eine Art der Hamster achtet: zumahl weil sie, wenn sie jemand anrühren will, boss-

hafft auff die Hinterbeine tretten, und sich zur Gegenwehr anstellen.

Dieses Ungeziefer pfleget auff dem Felde die Saat und Waide sehr zu verderben, und mit den vördersten Zähnen gleich wie mit einer Sichel abzuschneiden; Dahero sie von den Einwohnern Lemmiger, das ist, Schnitter genennet werden.«

Ziegler. S. 30.

68.

Seit Jahren ist es bekannt, dass in Java und Sumatra beim Volke die Ueberzeugung herrscht, dass gewisse Menschen sich in Königstiger verwandeln können. Prof. J. J. M. de Groot veröffentlicht nun in den »Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indie« eine Arbeit, worin er namentlich aus chinesischen Schriften, die bis 2000 Jahre zurückreichen, die Rolle nachweist, die der Menschtiger in Hinterindien und China spielt. Aus diesen Schriften geht, wie de Groot am Schlusse seiner Arbeit noch besonders heraushebt, folgender Ideengang hervor: Die Veränderung von Menschen in Tiger ist die Folge von Krankheit und Irrsinn; — man kann die Wertiger dadurch unschädlich machen, dass man ihren Namen nennt und zeigt, dass man sie kennt. Die Möglichkeit, sich in einen Tiger zu verändern, ist gewissen Gruppen von Personen oder Bewohnern von bestimmten Landstrichen besonders eigen; — Tiger können sich in Menschen verwandeln; — Wertiger sind in ihrer Menschengestalt an gewissen äusseren Zeichen kenntlich. — Die Seele eines Menschen kann sich nach dem Tode in einen Tiger verwandeln. — Man kann die Tiger-

gestalt durch Hilfe von Zaubersprüchen und Formeln annehmen. — Es giebt eine teilweise und langsame Umbildung von Menschen in Tiger und umgekehrt, ein Beweis dafür, dass die Seelenwanderung keine Rolle bei der Veränderung spielt. — Die Veränderung in einen Wertiger kann eine Strafe von höherer Hand sein. Auch Frauen können Wertiger sein. — Wertiger sind den Menschen durchaus nicht immer feindlich gesinnt. — Gegen Wertiger verschaffte das Volk sich selbst Recht. — Sie wurden auch wohl von der Obrigkeit bestraft. — Man kann auch Wertiger werden, wenn man sich eine Tigerhaut umnimmt. — Legt man die Haut ab, so wird man wieder Mensch. — Eine Verwundung, die dem Wertiger beigebracht wird, ist an dem übereinstimmenden Teile des menschlichen Körpers sichtbar. — Der Menschtiger ist ein Leichenfresser und Kirchhofschänder. — Der chinesische Wertiger kann ein gewöhnlicher Tiger sein, der sich die Seele eines verschlungenen Menschen als Sklaven und Beschützer hält. — Die Seele treibt ihn immer zu neuem Menschenmord. — Der Tiger zwingt sie, in den entseelten Körper zurückzukehren und denselben zu entkleiden. — Sie lockt den Menschen in Fallen und Gruben und verändert Menschen absichtlich in Tiger.

Aus der Abhandlung von Professor de Groot geht schlagend hervor, dass der Wertiger bis in seine Einzelheiten unserem Werwolfe entspricht, wie dieses schon Andree in seinen »Ethnographischen Parallelen« nachgewiesen hat.

69.

Die Negerkinder auf Jamaica wissen viele Fabeln von Br' (Bruder) Tuckomer und Br' Nancy, nämlich von zwei langbeinigen Spinnen (»long legs«), zu erzählen, von welchen gewöhnlich die erstere, ein verschmitztes, schlaues Insekt, die letztere, welche gutmütig und vertrauensselig ist, überlistet. Eine dieser Fabeln möge hier im westindischen Negerdialekt eine Stelle finden.

»Br' Nancy him war gwine to a ball, an' Tuckomer him say him mus' go 'long, too; but him hab no clo's to wear, an' him say to Br' Nancy:

'You len' me you clo's while me dance one dance, an' you kin dance de nex'.'

An' Br' Nancy say him would. An' him stan outside de ball room while Tuckomer danced de firs' dance, but Tuckomer him keep right on a dancin', an' no gib Br' Nancy a chance to dance at all. An' bime by Br' Nancy him git tired a waitin' an' him hollers:

'Tuckomer, Tuckomer, gi'me me coat; Tockomer, Tuckomer, gi'me me coat.'

An' Tuckomer, who war dancin', him fin' him coat a comin' off, an' him say:

'Hi, it's gettin' mighty hot here. Me tink me'll tek off me coat.' But him neber stop a dancin'.

An' Br' Nancy him walt awhile longer, den him holler:

'Tuckomer, Tuckomer, gi' me me waistcoat; Tuckomer, Tuckomer, gi' me me waistcoat.'

An' wen Tuckomer fin' him waistcoat a comin' off him say:

'Hi, it's gittin' mighty hot fo' sure. Me tink me'll take off me waistcoat.'

An' pretty soon Br' Nancy him holler:

'Tuckomer, Tuckomer, gi' me me shirt; Tuckomer, Tuckomer, gi' me me shirt.'

An' wen Tuckomer fin' him shirt a comin' off, him tink it war time fur him to lebe fo' sure.«

Folgendes populäre Märchen der Jamaica-Neger ist, da Br' Tiger darin eine Hauptrolle spielt, unzweifelhaft afrikanischen Ursprungs:

Allie Mortie hatte eine böse Stiefmutter. Dieselbe sprach eines Tages zu Br' Tiger: »Du sollst heute Nacht kommen und Allie Mortie holen. Ich werde sie an den Fuss des Bettes legen, so dass du sie leicht finden kannst.« Und der Tiger versprach, es zu thun.

Allie Mortie hatte dies jedoch gehört und legte also eins der Kinder ihrer Stiefmutter an den bezeichneten Platz, wo es der Tiger fand und verschlang. Am nächsten Morgen sprach die Stiefmutter zum Tiger: »Du hast eins meiner Kinder getötet und Allie Mortie liegen lassen. Komme heute Abend wieder und hole sie am Fusse des Bettes.»

Doch Allie Mortie entging abermals der Todesgefahr und so wurde ein Kind der Stiefmutter nach dem andern geholt, bis sie alle tot waren. Nun sprach die böse Frau zum Tiger: »Warum hast du meine Kinder und nicht Allie Mortie geholt? Ich werde sie heute Nacht in die Zimmerecke stellen, dass du sie leicht finden kannst.«

Nun träumte Allie Mortie von ihrer verstorbenen Mutter und wie diese ihr den Rat gab, einen Banana-strauch in alte Kleider zu hüllen und ihn in die Ecke

zu stellen. Dies that das Mädchen und Tiger und Stiefmutter wurden abermals angeführt. »Ich habe nie ein so schlaues Mädchen wie Allie Mortie gesehen,« sprach die böse Frau, »aber der Tiger soll sie doch noch fangen.«

Allein die Mutter zeigte sich abermals im Traume ihres Kindes und sprach: »Nimm eine Quartflasche und gehe damit ins Feld, wo du eine schwarze Kuh sehen wirst. Melke die Flasche voll Milch und wenn du den Tiger hinter dir siehst, so lasse einen Tropfen auf die Erde fallen und er wird stehen bleiben, um ihn aufzulecken.«

Dieser Rat war gut und wurde auch befolgt. Währenddem Allie Mortie nun vom Tiger hin und her gejagt wurde, sang sie beständig:

»Any one see me brudder Dick or me brudder Sam?
Tell him, Allie Mortie wants him, wants him yere!«

Und ihr Bruder war auf dem Berge und sägte Holz. Dick sprach: »Ist es nicht Schwester Allie Mortie, die da ruft?«

»Nein, ich höre nichts,« erwiderte Sam. Allie Mortie lief an die Thüre, welche Dick geöffnet hatte, und fiel dann nieder. Dick trug sie in das Haus und legte sie auf das Bett. Dann lud er seine Flinte, stellte sich an die Thüre und wartete auf den Tiger. Endlich kam derselbe und rief:

»Any good fambly (family) come along yeu See Allie Mortie?
Tell him (her) we want him, want him yeu!«

Da schoss ihn Dick tot. Dann gingen die Brüder zur Stiefmutter und fragten nach ihrer Schwester. »Ich habe sie fortgeschickt, um Holz zu holen,« sprach diese. »Allie Mortie, kommst du bald?« rief sie dann mehrmals; doch sie erhielt keine Antwort. »Vielleicht hat sie der Tiger gefressen,« sprach sie darauf.

»Du hast,« sprachen nun die Brüder, »dem Tiger gesagt, er solle sie töten, aber wir haben sie gerettet!«

70.

Das schottische (gälische) Sprichwort »'S mairg a loisgeadh me thiompan rithe« (Welche Dummheit ist es, meine Harfe für sie zu verbrennen!) hat folgenden Ursprung:

Als Neil Mac Lean achtzehn Jahre alt und mit einem jungen Mädchen verlobt war, zog er auf Abenteuer aus und liess lange Zeit nichts von sich hören. Das Mädchen wurde inzwischen zur schönsten Maid im Lande, der es nicht an Freiern fehlte. Endlich verlobte sie sich mit einem alten Musiker und Dichter, der in hohem Ansehen stand. Als nun beide eines Tages ausgingen, um eine Wohnung zu suchen, wurden sie von einem so heftigen Schneegestöber überrascht, dass der jungen Dame das Gehen zu schwer wurde und sie ohnmächtig hinsank. Der Dichter trug sie unter einen schützenden Felsen und zündete Feuer an; aber sie erwachte nicht. Als alles Holz in der Nähe verbrannt war und er sie nicht erfrieren lassen wollte, warf er seine teure Harfe in das Feuer. Nun erwachte sie. Bald darauf erschien ein junger Jäger; derselbe erkannte in der Dame seine frühere Braut, gab ihr zu trinken und lud dann beide

ein, in sein Boot zu treten. Ehe sie nun einstiegen, bat die Dame ihren alten Bräutigam, ihr doch noch schnell einen Trunk aus einer nahen Quelle zu holen. Während dieser forteilte, fuhren die jungen Leute ab und liessen ihn zurück. Später verheirateten sie sich und die junge Frau schickte dem Dichter eine neue, wertvolle Harfe. Dieser nahm sie jedoch nicht an; auch spielte er von jenem Tage an überhaupt nicht mehr und zeigte sich auch nicht mehr unter den Menschen.

(J. P. Mac Lean, A history of the Clan Mac Lean. Cincinnati 1889).

* * *

Das chinesische Sprichwort: »Wenn sich Muschel und Schellfisch zanken, macht der Fischer einen Fang«, hat nach Mayers »Chinese reader's manual« folgenden Ursprung:

Su Tai gab zwei streitenden Staaten den Rat, sich friedlich zu vertragen und erzählte bei dieser Gelegenheit diese Fabel: Eine Muschel sonnte sich einst am Flussufer, als ein Reiher herbeigeflogen kam und ihre Schale bepickte. Plötzlich schloss sich die Muschel und der Vogel war festgeklemmt. Darauf sprach er: »Wenn du mich nicht heute gehen lässest, wenn du mich nicht morgen gehen lässest, so giebt es eine tote Muschel.« Nun erwiderte die Muschel: »Wenn ich heute nicht öffne, wenn ich morgen nicht öffne, so giebt es einen toten Reiher.« In diesem Augenblick ging ein Fischer vorbei und fing beide.

71.

Vor noch nicht so sehr langer Zeit herrschte in den Vereinigten Staaten ziemlich allgemein der Brauch, bei Eides-Ablegungen, sowohl in Gerichtsverhandlungen wie bei Bewerbung um das Bürgerrecht u. s. w. das Bibelbuch zu küssen, welches zu diesem Zweck auflag. Wer sich etwa betreffs seiner Ansichten über Religion damit nicht befreunden konnte, mochte vielleicht auch ohne diese Förmlichkeit durchkommen; aber es erwuchsen ihm meist mehr oder weniger Scherereien aus einer Weigerung. Sehr viele fragten gar nicht weiter, was in dem Buche stand, sondern befolgten die Aufforderung »Kiss the book« ganz mechanisch, und manche Bürgerrechts-Kandidaten haben z. B. geglaubt, eine Sammlung der Bundesgesetze vor sich zu haben. Gleichgiltigkeit ist ja meistens bei der Erfüllung solcher Formalitäten vorherrschend.

Nach und nach ist jedoch in den älteren Staaten der Union diese Förmlichkeit abgeschafft worden. Einer der letzten dieser Staaten, welche dieselbe aufgaben, war Maryland. Erst vor kurzem verfügte die Marylander Staats-Gesetzgebung ausdrücklich, dass es fortan nicht mehr zur Eidesablegung im Gericht, also zu Zulassung von Zeugen-Aussagen überhaupt, erforderlich sei, den Deckel eines Bibelbuches zu küssen. Ob für die Marylander Staatsmänner dabei die Furcht vor der Verbreitung von Krankheitskeimen, oder eine Ueberzeugung von der Gehaltlosigkeit dieser Zeremonie, oder beides massgebend war, mag dahingestellt bleiben.

Es mögen an dieser Stelle einige Worte über die

Geschichte dieses Brauches gesagt sein, der nunmehr im völligen Dahinschwinden begriffen ist.

Wie noch die allermeisten unserer Zeremonieen, ist auch diese aus dem alten England übernommen. Doch ist sie nicht so alt, wie manche glauben mögen. Nach dem allgemeinen englischen Gesetz bestand der ursprüngliche Modus bei der Eides-Ablegung nur im Auflegen der Hand auf die Bibel. Lediglich das »körperliche Berühren der heiligen Schriften« war dabei entscheidend. Die Juden hatten beim Schwören die Hand auf das Mosaische Gesetzbuch zu legen, alle anderen auf die Bibel.

Erst mehrere Jahre nach der Zeit von Lord Hale (dem bekannten britischen Rechtsgelehrten, jnristischen Schriftsteller und Staatsmann, welcher von 1609 bis 1676 lebte und in seinen Büchern noch Kunde von letzterem Brauche giebt) kam das Küssen des Bibelbuches in Schwang, und zwar aus einer sehr äusserlichen Veranlassung. Mitunter hielten nämlich Zeugen die Bibel in ihrer behandschuhten Hand, und hierin erblickte man eine Vereitelung der Bestimmung, dass irgend ein Teil des Körpers »in unmittelbare Berührung mit den heiligen Schriften« kommen müsse. Merkwürdigerweise wusste man sich da nicht anders zu helfen, als mit der Forderung, die Lippen an das Bibelbuch, resp. an den Deckel desselben, zu bringen, damit wirklich eine körperliche Eidesleistung stattfinde.

Das ist die ganze Grundlage der besagten Zeremonie, deren Popularität in den letzten zwei Jahrzehnten namentlich durch die vielen Krankheits-Bazillen-Erörterungen geschädigt wurde, bis sie jetzt endlich dem Aussterben entgegengeht. Andernfalls hätte sich dieser Zopf, trotz

allem, was er sonst gegen sich hat, wohl noch beträchtlich länger erhalten.

72.

Nach einer alten Anekdote (»chestnut«, wie man jetzt dafür in Amerika sagt) wettete einst ein Kongressmann mit einem seiner Kollegen um 5 Dollars, dass er das Vaterunser nicht hersagen könne. Dieser nahm die Wette an und sprach:

Now I lay me down to sleep,
I pray the Lord my soul to keep:
If I should die before I wake
I pray the Lord my soul to take.

Er bekam also jene Summe und noch ein Kompliment obendrein.

Dieser Vers war früher in England unter dem Namen »white pater noster« bekannt und hat im Laufe der Zeit mehrfache Veränderungen erfahren. Chaucer schreibt:

Lord Jesus Christ and Seynte Benedight
Bless this house from every wicked wight,
Fro nightes verray, the white pater nostre,
When wonestow now, Seynte Petre's soster.

Unter den Katholiken Englands und Schottlands ist folgende Variante noch heute im Gebrauch:

Matthew, Mark, Luke and John,
God bless the bed that I lie on!
Four corners to my bed,
Four angels round me spread!

One at the foot and one at the head,
And two to keep
My soul asleep!
And should I die before I wake,
I pray Thee, Lord, my soul to take,
For my Redeemer Jesus' sake.

Die Franzosen haben folgende Variante:

Dieu l'a fait, je la dit,
J'ai trouve quatre anges couchees a mon lit
Et le bon Dieu au milieu,
De quoi puis-je avoir peur?
Le bon Dieu est mon pere,
La Vierge ma mere,
Les Saintes mes freres,
Les Saintes mes soeurs.
Le bon Dieu m'a dit
Leve toi, couche toi.
Ne crains rien; le feu, l'orage et la tempete
Ne peuvent rien contre toi;
Saint Jean, Saint Marc, Saint Luc et Saint Matthieu,
Qui met les ames en repos,
Mettez la mienne si Dieu le veut.

Der an den Ufern der Loire bekannte Vers

Jesus m'endort,
Si je trepasse, mande mon corps,
Si je trepasse, mande mon ame,
Si je vie, mande mon esprit

kommt jedoch dem englischen Gebete am nächsten.

Dem englischen Hymnendichter Isaac Watts schwebte sicherlich das »white pater noster« vor, als er die Verse schrieb:

I lay my body down to sleep,
Let angels guard my head,
And through the hours of darkness keep
Their watch around my head.
With cheerful heart I close my eyes,
Since thou wilt not remove,
And in the morning let me rise
Rejoicing in thy love.

Auch folgender in England und Amerika vielverbreiteter Kindervers erinnert an jenes Gebet:

Ding! dong! passing bell;
Fare thee well my mother.
Put me in my chip-chip-chap
Beside my darling brother.
My coffin shall be black,
Six angels at my back.
Two to sing,
Two to pray,
And two to take my soul away.
When I am dead and gone,
And all my bones are rotten,
Then this little book will tell
That I am not forgotten.

Zwei deutsche Versionen dieses Kindergebetes befinden sich in »Des Knaben Wunderhorn«.

Der Ursprung des zuerst angeführten Verses ist im 8. Verse des 4. Psalms zu suchen.

73.

Es waren einmal, lautet ein französisches Märchen, drei Auvergnaten, welche nicht wussten, was sie an einem regnerischen Sonntage machen sollten. Schliesslich hatte einer von ihnen eine Idee. »Wünschen wir uns etwas,« sagte er, »es nützt zwar nichts, aber wir bringen immerhin die Zeit damit zu.« »Ja, wünschen wir uns etwas,« sagten die beiden anderen. »Du bist zuerst darauf gekommen, du sollst beginnen.«

»Gut,« sagte dieser, »so wünsche ich mir denn, dass ich 20 000 Ochsen hätte. Merket nur! Und dass jedes Paar dieser Ochsen eine Eiche wäre, und dass man aus diesen Eichen Planken machte, und dass man aus diesen Planken Kisten machte, um alles Geld, alles Silber, alle Diamanten und alle Kostbarkeiten der Welt hineinzuthun — und alles für mich!«

»Potztausend! Du lässest deinen Nächsten nicht viel übrig,« sagte der zweite. »Nun, ich wünsche mir aber, dass alle Blätter deiner Bäume Papierblätter wären. Merket nur! Und weiter wünsche ich, dass alle die kleinen Quellen, welche in die kleinen Bäche gehen, und dass alle die kleinen Bäche, welche in die Flüsse gehen, und dass alle die Flüsse, welche in die Ströme gehen, und dass alle die Ströme, welche in das grosse Meer gehen, und dass das ganze grosse Meer Tinte wäre und dann, dass man mit dieser ganzen Tinte und mit diesem ganzen Papier mache — was? — Gute Anweisungen auf all das Gold, all das Silber, all die Diamanten, all die Kostbarkeiten und Schätze dieser Welt — und dass dies alles für mich wäre. Ha, nicht wahr, das ist nicht schlecht gewünscht?«

»Nun aber, ich weiss noch einen besseren Wunsch,« sagte der dritte, »ich wünschte, dass du mein Vater wärest und du mein Onkel und dass ihr beide keine anderen Erben hättet als mich, und dass der Teufel euch alle beide holte.«

74.

Verwünschungen in Frankfurt und Umgegend.

Häste die Maa-Brick iberzwerg im Leib!

O! häste e Angel im Hals!

O' derste des Knick breche!

E Feuer soll dich verzehre!

Feuerig sollste gehn!

Der Deibel soll dich lotweis hole!

E Millione Dunnerwetter soll dich verschlage in Grunderzbottem e nei!

Das beese Kreitz sollste kriehe!

Krieh die Kränk!

Krieh die Schockschwernoth!

Der Schlag soll dich riehren an jedem Glied neun und neunzig mahl!

Obige Wünsche werden gewöhnlich verbunden mit Dumm-, Olwern-, Steuwe- und Sticksteuwe-, Scheel-, Krumm- und Derramblich Schinn-Oos, oder mit Lumpehund, Schweinhund, Schmierfink, Schmutzlappe, Dreckhammel, Fuchsschwanz, Kalfaktor, Schlappmaul, Breimaul und ähnlichen Titeln. (Nach einer mündlichen Mitteilung.)

Die Baiern fluchen:

Kreuz-Türken-Millionen-Donnerwetter!

Bomben-Granat-Kiesel-Sakra!

Millionen-Bomben-Granat-Feuerstein!

Ross Gottes!

Blitz-Sternen-Kreuz-Bomben-Element-Granat-Donnerwetter!

Kreuzkiechelwetter!

Gewitterdunnerkeidl!

Du sollst die Pescht kriege!

Du sollst die Schabe kriege!

Als Schimpfwörter sind bei ihnen gebräuchlich: Lump, Schuft, Bankert, Lumpensäckel, Lausankel, Schuldenbuckel, Zuchthäusler, Esel, Quadratschuft, Viehkerl, Schafskopf u. s. w. (Mündliche Mitteilung.)

In Konstanz flucht und schimpft man:

Meineidiger Galgenkaib, verdammter Siech, verdammter Gurra, bein Strohl, koz Tausendstrohl, schla mi's Weater! Wer dort am Neujahrstag zuletzt im Hause aufsteht, wird lange Zeit »Sylvester« geschimpft. (Mündliche Mitteilung.)

In Amerika gebraucht man folgende Beteuerungen: As sure as I am living — Upon my honor — As sure as I stand on this spot — I hope to die — By the great horn's spoon u. s. w. Letztere Phrase wird hauptsächlich von Studenten angewandt. Als Drohungen werden gebraucht: »I'll put a hole through him« (Ich werde ihn totschiessen), »I'll knock the shit out of him« (Ich werde ihn totschlagen) u. s. w. Die Südländer drohten früher den widerspenstigen Sklaven, einen Regenschirm in ihrem Bauch aufzuspannen.

Ich kann mir nicht versagen, folgende gelungene, einer deutschamerikanischen Zeitung entnommene Zu-

sammenstellung amerikanischer und Berliner Ausrufe und Verwünschungen hier zu reproduzieren:

Great Scott! — Heil'jer Bimbam!
I should smile! — Nu Spass!
Oh, I see! — Drum ooch!
Because! — Worum? Dorum!
That'll do! — Det jenügt!
That's it! — Det stimmt!
Go it! — All's druff!
Give it to him! — Immer feste uff die Weste!
What are you giving us? — So blau!
Not by a long shot! — Verdammt nich!
I'll see you later! — 'N Morgen!
Pshaw! — Jawoll, Kuchen!
Here goes! — Pröstken!
I don't care! — Wat ick mir dafor koofe!
Smarty! — Aaskerl!
Got stuck! — Rinjefallen!
That settles it! — Punktum, Streusand d'ruff!
Shut up! — Halten Sie jefälligst Ihre Speise-Anstalt!
Oh, stop! — Hand von die Bilder!
Little snoozer! — 'Ne nette Biele.
You don't say! — Wat Sie nich sagen!
He's all right! — Er is uff'n Damm!
Step lively! — Man immer 'rin!
Did you ever see? — Nee, so wat!
Don't put on such airs! — Dhun Se man nich so dicke!
Cheese it! — Die Jeschichte wächst mir zum Hals 'raus!
Go and hire a hall! — Sie haben woll zum Reden injenommen?

Of course! — Det's klar wie Klossbrühe!

There's no use talking! — Da is nischt bei!

You bet your sweet life! — Da können Sie Jift druff nehmen!

What's the matter with me! — Ick bin och keen Stiefkind!

Do you take him for a sucker? — Wer Den for dumm kooft, schmeisst sein Jeld weg!

Never you mind me! — Zerbrechen Sie sich man meenen Kopp nich!

None of your business! — Det jeht Ihnen 'n blauen Deiwel an!

Don't you tumble? — Sie sind wohl mit'n Demelsack jeschlagen?

D'you see any flies on me? — Da kennen Sie Schliemann schlecht!

He got off easily! — Der is schöne 'raus!

Don't you make a mistake! — Dass Sie sich man nich schneiden!

And don't you forget it! — Det lassen Sie sich man jesagt sein!

Go to grass! — Sie könn'n mir jewogen bleiben!

Come off! — Nu aber 'raus!

Karl Heinzen schreibt in seinem Werke »Erlebtes« (S. 226. 1. Band. Boston 1864):

Auf meiner Rückreise (von Batavia) habe ich mir die beliebtesten und originellsten Flüche und stereotypen Kraftausdrücke der holländischen Matrosen, die ich kennen lernte, aufgeschrieben. Sie füllen einen ganzen Bogen und sind vielleicht nicht weniger interessant und charakteristisch als Lichterbergs Trunkenheitsterminologie

der Deutschen. Zuerst kommen die monologischen Flüche. Unter diesen steht oben an das unersetzliche und unentbehrliche »Gott verdamm' mich!« Wenn dies einfache Rezept nicht hilft, so wird Gott zu komplizierteren Leistungen herangezogen und dann heisst es:

Gott soll mich lazarussen (mich mit den Uebeln des Lazarus heimsuchen)!
Gott lazarusstrale mich (lazerstraal me)!
Gott lazarussteine mich (lazersteen me)!
Gott lazarusstralsteine mich (lazerstraalsteen me)!
Gott sododonnersteine mich (zozodondersteen me)!

Bei weitem mannigfaltiger und genialer als die monologischen sind die dialogischen Flüche. Auffallend ist, dass das einfache »Gott verdamm' dich!« dabei gar nicht vorkommt.

Soll Gott einen Anderen verdammen als den Sprecher selbst, so heisst es z. B.: »Gott soll dich kreuzweis verdammen!« oder »Gott soll dich dreiundsiebenzigmal polnisch verdammen!« Will Gott dies nicht gleich thun, so sagt man:

Du Donnerstein!
Du Mondfinsternis!
Spanischer Kuckuck, bist du beblitzt (bebliksemd)?
Gott soll dich ewig mauleseln!
Gott soll dich salamandern!
Gott soll dich tot donnern!
Gott soll dir doch ein Schaf geben!
Gott soll dich dreimal kielholen!
Brich ein Ohr!
Der Mond verpuffe dich!
Er sitzt da, wie die verdammte Liese, als sie durch

die Limonade geblitzt war! (Was das heissen soll, mögen die Holländer wissen.)

Brich deine Nackenhaare und dreizehn deiner besten Zähne!

Bisher hat bloss der Scherz gesprochen, die Jovialität, die freundschaftliche Neckerei; es haben bloss die Schwärmer der gewöhnlichen Unterhaltung umhergezischt. Nun aber fällt der Barometer, plötzlich sammelt sich finsteres Gewölk um die gefurchte Stirne und das drohende Gewitter entladet sich in folgenden Donnerschlägen:

1. Ich wünschte, du bekämst den Schorf so dick, dass dich deine Familie mit einer Leiter von 48 Fuss besuchen müsste!

2. Gott soll dich durch den Mond donnern, dass dir die Sterne an der Seele hängen bleiben!

3. Gott soll dir einen Tritt geben, dass dir die Seele durch die Rippen guckt, wie ein Dieb durch das Gegitter!

4. Ich wünschte, dass dir der Teufel mit einem Messer in den Leib kröche, dir das Fett von den Gedärmen schälte und Kerzen davon machte, um dir zur ewigen Verdammnis zu leuchten!

Ich war im Begriffe, noch mehr Proben zu geben, allein die Tinte wurde blass, als ich die Feder ansetzte. Sollte der Eindruck der gegebenen noch nicht hinreichend sein, so bedenke man, dass sie in der Uebersetzung viel von der Kraft verlieren, die sie im Original besitzen.

Register.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.